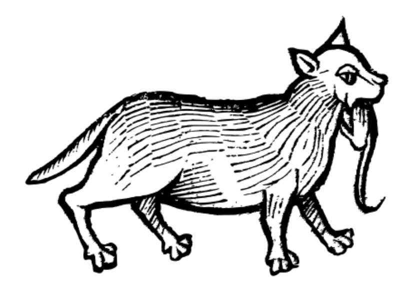
Katze der Zukunft



Kathrin Passig

Katze der Zukunft

Alle Kolumnen 2021

Kathrin Passig

2022

Inhalt

Vorbemerkung

Auch in diesem Jahr sind nicht alle 52 Kolumnen gleich gut geworden. Meine Ideen waren natürlich immer hervorragend, aber es ist mir nicht in jeder Woche gelungen, aus der Idee einen verständlichen Text zu machen. Ich finde es selbst beruhigend, zweifelhafte Texte von Autorinnen oder Autoren zu lesen, deren Arbeit mir sonst gut gefällt. Das sagt mir, dass diese anderen Menschen auch kein mysteriöses Leben führen, in dem die Umwandlung von Ideen in Texte jeden Tag erfolgreich verläuft. Falls Ihnen das anders geht, lesen Sie halt nur die besser geratenen Kolumnen.

Alle Texte sind zuerst im Wochenendmagazin der Frankfurter Rundschau erschienen. Tanja Kokoska, Regine Seipel und Anne Lemhöfer haben mitgeholfen, sie besser und verständlicher zu machen. Zum Schluss haben Aurelie Zimmermann und Nora Leinen den Buchtext sprachrenoviert. Franziska Nyffenegger hat mich im Juni 2022 daran erinnert, dass ich das seit Januar fast fertig herumliegende Buch ganz fertigstellen wollte, Tabea Guhl hat Vorschläge zur Layoutverschönerung gemacht und @wahlatlas hat Fehler gefunden.

Einige Vergleiche, Themen und Beispiele stammen aus der Redaktion des Techniktagebuch-Blogs und dort insbesondere von Oliver Laumann. Das Techniktagebuch kann man unter techniktagebuch.tumblr.com lesen oder, wenn man Bücher lieber mag, dort als Buch herunterladen.

Das Cover dieser Ausgabe habe ich auf der Basis von Gregor Weichbrodts Gestaltung für das Kolumnenbuch von 2019 selbst angefertigt. Die abgebildete Katze

der Zukunft stammt aus der Vergangenheit, nämlich einer zwischen 1491 und 1497 in Mainz erschienenen Ausgabe des Kräuterbuchs *Hortus sanitatis*. Das Buch wurde von der *University of Pennsylvania Rare Book & Manuscript Library* gescannt und das Bild hat wahrscheinlich (genau kann ich es nicht mehr rekonstruieren) auf dem Weg über das *Provenance Online Project* bei flickr.com zu mir gefunden.

Das Buch ist am 11. Juni 2022 erschienen und wurde zuletzt am 30. Juni 2022 korrigiert.

1

10 Jahre E-Book

Vor rund zehn Jahren, am 1. Oktober 2010, kaufte ich mein erstes E-Book. Technisch gesehen hätte ich das schon früher tun können, erste Geräte für das Lesen digitaler Bücher gab es schon in den 1990er Jahren, und auch den Amazon Kindle konnte man seit 2007 kaufen. Aber ich war einmal ein Mensch mit Interesse an schön aussehenden Büchern gewesen und fand die Plastik-Reader mit ihren grauen Displays hässlich. Außerdem wollte ich nicht den Ladezustand noch eines weiteren Akkus im Auge behalten. Erst als ich herausfand, dass man gar kein neues Ding kaufen muss, sondern Bücher mit Hilfe von E-Reader-Apps auf den vorhandenen Geräten lesen kann, leuchtete mir die digitale Buchlesezukunft ein.

In den zehn Jahren seit dem Umstieg habe ich 675 E-Books gekauft und 645 Bücher gelesen, davon etwa 600 in papierloser Form. Im Vergleich zu meiner besten Papierlesezeit ist das nicht viel. Mit im Schnitt mehr als 50 Büchern pro Jahr gehöre ich aber nach den Zahlen der *Stiftung Lesen* immer noch zu den drei Prozent der Viel-Lesenden. Vor allem liegen diese Zahlen wieder höher als in den Jahren vor dem E-Book-Umstieg, in denen mir das Bücherlesen kaum noch gelungen war. 2009, im letzten Jahr des Papiers, kam ich auf nur 32 Bücher. Im Nachhinein vermute ich, das Problem war, dass ich nur zwei Hände habe. In diesen Händen kann ich entweder ein Buch halten oder ein Gerät, auf dem ich nebenher mit anderen Menschen rede und

manchmal die Antworten auf Fragen suche, die sich aus der Buchlektüre ergeben. Wenn ich dazu jedes Mal das Buch weglegen muss, ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass ich es nach der Unterbrechung wieder in die Hand nehme. Am Laptop und am Handy gelingt mir der Wechsel besser. Außerdem eröffnet das Bücherlesen auf dem Handy ganz neue Lesegelegenheiten unterwegs und zwischendrin, ohne dass ich daran denken muss, ein Buch einzustecken. Das Handy ist immer da, wo ich gerade bin, meistens in meiner Hand.

In den ersten E-Book-Jahren bestand eine der Hauptveränderungen darin, dass ich aufhörte, Bücher auf Vorrat zu kaufen. Wo ich früher ein interessant aussehendes Buch sofort gekauft hätte, reicht es jetzt, die Leseprobe herunterzuladen. Die Leseproben erfüllen dieselbe Funktion als Erinnerungsstütze, die früher der Stapel ungelesener Bücher hatte. Insgesamt kaufe ich durch die Leseproben experimentierfreudiger als früher, halte mich also etwas weniger an bewährten Themen, Autorinnen oder Autoren fest. Sie führen aber auch dazu, dass ich vieles, was ich früher unbesehen gekauft hätte, nach Leseprobenlektüre doch nicht besitzen will.

In der zweiten Hälfte der zehn Jahre ließen die Anfangsschwierigkeiten nach. Verlage ignorieren das Format nicht mehr ganz so konsequent und gönnen ihren E-Books manchmal sogar korrekte Silbentrennung oder funktionierende Querverweise. Dass ich ein Buch gern digital kaufen würde, aber nur das Papierbuch angeboten bekomme, ist selten geworden.

In letzter Zeit freue ich mich darüber dass das, was anfangs nur ein vages Zukunftsversprechen war, mitt-

lerweile Realität geworden ist: Ich habe mein Bücherregal immer dabei. Fast alle gelesenen Bücher – jedenfalls die, an die ich mich noch erinnern kann – sind da, wo ich bin. Falls ich wirklich einmal einen Blick in ein Buch werfen will, das ich vor 2010 angeschafft habe, finde ich es meistens im Internet – nicht immer legal, aber ich sage mir, dass ich ja schon einmal dafür bezahlt habe. Ein paar besonders schöne oder nützliche Bücher habe ich ein zweites Mal als E-Book gekauft. Nur selten muss ich bei Twitter fragen, ob jemand das Papierbuch im Regal stehen hat und mir eine Seite abfotografieren könnte.

Das zehnte E-Book-Jahr fiel etwas aus der Reihe. 2020 habe ich viel weniger gelesen als 2019. Man könnte annehmen, dass eine Pandemie, in der einige Freizeitbeschäftigungen wegfallen, ein günstiges Buchleseumfeld bietet, aber so war es nicht. Schuld ist die Tatsache, dass ich nicht mehr im Gehen lese. Ich war weniger allein zu Fuß unterwegs, weil ich kaum Grund dazu hatte, den Ort zu wechseln. Wenn ich einmal draußen war, musste ich mich statt auf ein Buch eher darauf konzentrieren, Abstand zu anderen Menschen einzuhalten. Vor allem aber war ich nicht mehr im Fitnessstudio, wo ich im Jahr zuvor fast jeden Tag auf einem Gerät mit Handyablagesims Bücher gelesen und dabei in die Pedale von Crosstrainern und Liegerädern getreten habe. Meine E-Books beziehe ich immer noch aus dem Kindle-System, obwohl ich in diesem Jahr versucht habe, Amazon ansonsten zu vermeiden. Wenigstens trägt das digitale Buch nicht zu den schlechten Arbeitsverhältnissen in Amazon-Logistikzentren bei.

2

Vom Vogelhaus zum Coworkingspace

So lange ich das Füttern von Vögeln nur aus den Haushalten anderer Menschen kannte, stellte ich es mir ungefähr so vor: Man kauft oder baut ein Häuschen, streut ein paar Haferflocken hinein, und nicht viel später kann man alle Vogelarten der Region dabei beobachten, wie sie sich dankbar um die Futterstelle scharen. Die Realität ist, wie ich mittlerweile weiß, komplizierter. Erstens sind Vögel auch nur Menschen und haben ihre Angewohnheiten. Nur weil irgendwo ein neues Lokal aufmacht, gehen sie da noch lange nicht hin. Zweitens ist es eine schöne Illusion, dass man durch das Futterangebot seltene buntgefiederte Arten anlocken wird, die auf Instagram gut ankommen. Wahrscheinlich gibt es erst mal nur Spatzen zu sehen.

Keine Sorge, es wird in dieser Kolumne nicht um Landleben gehen, sondern wie immer um Internet und Gegenwart, vielleicht sogar Zukunft. Es dauert nur noch ein bisschen. Die Onlinewelt kommt ins Spiel, weil sich dort die Menschen in Vogelfütterungs-Diskussionen zusammenfinden und einander fragen »Wie kann ich Spatzen von meiner Futterstelle fernhalten?«, »Was tun gegen Krähen« oder »Hilfe, Horden wilder Stare fressen alles auf«. Solche Probleme haben schon vor hundert Jahren zur Erfindung von »Dr. Bruhns Meisendose ›Antispatz‹« und später von Futterhäuschen mit Namen wie »Kontraspatz« und »Spatznit« geführt. Die Spatzen galten damals als

schädlich für die Landwirtschaft und als Konkurrenz für »nützlichere« Vögel.

Heute sind Nützlichkeitsargumente in den Hintergrund getreten. Die gestellten Fragen handeln jetzt von Ungerechtigkeit: Große, durchsetzungsfähige Vögel (Krähen und Elstern) fressen den kleineren alles weg. Schwarmvögel (Stare) und Allerweltsvögel (Spatzen) verdrängen die seltenen Arten. Ob ein Vogel als bedroht oder als Bedrohung wahrgenommen wird, hat dabei mit den wahren Verhältnissen nicht immer viel zu tun. Die unbeliebten Stare sind in der Roten Liste in Kategorie 3, »Gefährdet« aufgeführt. Haussperlinge gehören zur Kategorie V wie Vorwarnliste. Die überall gern unterstützte Meise ist so unbedroht, dass sie auf der Roten Liste gar nicht vorkommt.

Erfahrene machen in solchen Diskussionen immer dieselben Vorschläge: Durch die Bauart und die Befüllung einer Futterstelle lassen sich manche Vogelarten anlocken und andere fernhalten. Amseln essen nur weiches Futter, am liebsten vom Boden. Krähen und Elstern kommen an Futtersäulen mit kurzen Sitzstangen nicht klar. Aber wenn man nur eine einzige Futterstelle hat, durch deren Bauart oder Befüllung man absichtlich bestimmte Vögel ausschließt, wird man damit immer auch unabsichtlich andere ausschließen, denen man eigentlich helfen wollte. Deshalb richtet man am besten mehrere Futterstellen unterschiedlicher Bauart mit unterschiedlichem Inhalt ein. Wenn man den Bedürftigeren zu Futter verhelfen will, muss man sich damit abfinden, dass auch Vögel von der Unterstützung profitieren, die es nicht ganz so nötig haben.

Wenn Städte oder Institutionen über die Förde-

rung der Kreativwirtschaft nachdenken, scheinen sie manchmal mit ähnlichen Vorstellungen zu arbeiten wie ich in meiner »Haus, Haferflocken, fertig!«-Phase. Das Vogelhaus entspricht dann zum Beispiel einem einzigen Coworkingspace. Dieser Coworkingspace wird schnell von Einzelpersonen und Startups besetzt, die sich eigentlich auch eine höhere Büromiete leisten könnten und im Handumdrehen alle Haferflocken aufessen. Wenn man dieses Problem erkennt und mehrere Orte zur Verfügung stellt, diese Orte aber alle durch ihre Lage, ihr Design, ihre Selbstdarstellung, und die Höhe der Miete die gleiche Art Menschen anziehen, hat man immer noch nichts für diejenigen getan, die die Unterstützung am nötigsten hätten. Ich will nicht ausschließen, dass das Absicht sein könnte. Vielleicht macht es in Pressemitteilungen mehr her, wenn ein Coworkingspace mitten in einem gentrifizierten Stadtteil liegt und von Menschen mit sehr schönen Bärten genutzt wird. Vielleicht möchten Kommunen in Wirklichkeit gar nicht »die Kreativen« unterstützen, sondern doch lieber nur Software-, Architektur- und Designfirmen, die Steuereinnahmen und überregionales Ansehen versprechen. Aber wenn man es ernst meint mit der Unterstützung von bedrohten Berufs- und Vogelarten, dann braucht man mehrere dauerhafte, möglichst unterschiedliche Angebote – auch solche für Gestalten ohne schillerndes Gefieder, die an abgelegenen Orten unspektakulär aussehende Dinge tun.

Erkenntnisse, die sich auf Coworkingspaces und andere öffentliche Orte beziehen, haben im Moment coronabedingt wenig konkreten Nutzen. Aber man kann

die Zeit nutzen, um Fördermaßnahmen schon mal am Vogelhaus zu üben.

3

Dom und Dokumentation

50 Prozent meiner Gesamtlebenserfahrung besteht aus der Erkenntnis, dass die Dokumentation möglichst baulich mit der Sache verbunden sein muss. In manchen Gerätefirmen teilt man meine Meinung und bringt am Gerät eine Aufbewahrungstasche an, in der die Anleitung steckt. Das ist zwar nicht mehr so dringend nötig wie früher, weil fast jede Anleitung auch im Internet steht. Aber in vielen Situationen hilft beides nichts, weil vor dem Gerät eine Person steht, die entweder glaubt, sie brauche für die Bedienung eines einfachen Heizungsthermostats keine Anleitung (ich) oder das Gerät lieber gar nicht erst verwendet, wenn sie dafür erst eine Gebrauchsanweisung lesen müsste (meine Mutter). In solchen Fällen muss eine individuelle Anleitung mit Unterstreichungen und Ausrufezeichen geschrieben und am betreffenden Gegenstand festgeklebt werden.

Ein dritter Fall, in dem theoretisch vorhandene Anleitungen nichts bringen, sind besonders verlockende Knöpfe mit besonders ungünstigen Auswirkungen. Auf einer Toilette im ICE, in der ein kaputtes Wandverkleidungspanel den Zugang zu verschiedenen Schaltern und Rohren freigab, fotografierte ich 2015 den dort eingeklebten »Hinweis für Zub«, also Zugbegleitpersonal: »Achtung! Niemals die ›Rückwärts Spül‹-Taste betätigen!« Es war keine handschriftliche Notiz, sondern ein gedruckter Aufkleber. Probleme mit der »Rückwärts Spül«-Taste scheinen also oft genug

vorgekommen zu sein, dass sich ein Aufkleber lohnte.

Das vierte Anleitungsproblem ist gar keine Ausnahme, sondern in vielen Lebensbereichen Normalität: Die erklärungsbedürftige Technik existiert in dieser Form nur ein einziges Mal. Große Teleskope sind solche Einzelstücke, aber auch in ganz normalen Haushalten ist irgendwann nichts mehr standardisiert oder selbsterklärend. Schuld ist das Vergehen der Zeit. Normen kommen und gehen, die Erbauergeneration stirbt oder zieht aus und wird durch Menschen ersetzt, die nach dem Einzug erst einmal ein Leitungssuchgerät kaufen müssen. Wenn bastelfreudige Personen im Haushalt leben und selbsterdachte Photovoltaikanlagen einbauen, vergeht gar nicht viel Zeit, bis die Haustechnik so mystisch geworden ist wie eine Tempelanlage aus der Keltenzeit.

In diesen Fällen muss alles individuell dokumentiert werden. Aber wie? Am einen Ende der Möglichkeitsskala graviert man alles Wissenswerte direkt in den Gegenstand ein. Vorteil: Wer sich dreißig oder dreihundert Jahre später mit dem Ding auseinandersetzen muss, findet die Antworten genau dort, wo sich auch die Fragen stellen. Nachteil: Es gibt die Anleitung nur genau an dieser einen Stelle, und sie lässt sich später nur schwer an Veränderungen anpassen.

Am anderen Ende der Skala legt man ein Dokument in der Cloud an und beschreibt darin, wie die Heizungsanlage funktioniert und welche Tricks nötig sind, wenn man die Gartenpumpe benutzen will. Das ist der Weg, den meine Geschwister und ich im Haushalt der Mutter gewählt haben. Vorteil: Das Dokument ist auch aus der Ferne für alle zugänglich und lässt sich von

allen Interessierten leicht an neue Erkenntnisse oder bauliche Veränderungen anpassen. Nachteil: Es ist weit von den Geräten entfernt und unsichtbar. Dass beim Verkauf des Hauses eine Übergabe stattfindet, ist unwahrscheinlich; es kann sogar passieren, dass wir alle bald die Existenz des Dokuments vergessen.

Die meisten entscheiden sich für einen Mittelweg und fixieren ihr Wissen über Gegenstände zum Beispiel auf Papier oder Pergament. Nachteil: Es gibt immer wieder Menschen, die eine solche Dokumentation »nur mal kurz« woandershin tragen. Auf diese Art ging im 18. Jahrhundert der Fassadenplan des damals noch unfertigen Kölner Doms verloren. Die eine Hälfte fand sich später auf dem Dachboden eines Gasthauses in Darmstadt, die andere Hälfte bei einem Antiquar in Paris. Aber eine private Photovoltaikanlage ist nicht der Kölner Dom und man kann sich noch weniger als bei gotischen Kathedralen darauf verlassen, dass andere später bei der Suche nach der Dokumentation helfen werden.

Das Abwägen zwischen den dauerhaften, aber unflexiblen und ortsgebundenen Medien der Wissensspeicherung und den flexiblen, transportablen ist kein privates Spezialproblem. Genau darum geht es in den Medienwissenschaften. (Zugegeben, man beschäftigt sich dort nicht *ausschließlich* mit der Frage, wo die Anleitung für den Drucker hingehört, schreiben Sie mir nicht!) Aber noch ist dabei keine komplett zufriedenstellende Lösung herausgekommen, und vielleicht wird das auch nie passieren. Der Bauplan des Kölner Doms ist jetzt wieder am Dom befestigt, so wie die Anleitung zum Drucken am Drucker meiner Mutter.

Viel mehr können wir nicht tun.

4

Halo-Effekte

Im Mai 2012 hielt ich beim »Frankfurter Tag des Onlinejournalismus« einen Vortrag darüber, wie man vermeiden kann, sich den eigenen Informationskonsum übertrieben bequem einzurichten. Der Vortrag endete mit einer Reihe von Ratschlägen. Einer davon war: »Klugen Leuten folgen, egal, worüber sie schreiben«. An dieser Stelle verziehe ich beim Wiederlesen meiner Notizen das Gesicht. »Kluge Leute« war eine unglückliche Formulierung, ich meinte damit »Menschen mit einer bestimmten Fachkompetenz, deren Beiträge zu einem Thema ich immer mit Gewinn gelesen habe«. Aber das ist nur ein Nebenproblem. Das Hauptproblem dieses Ratschlags besteht in der Tatsache, dass Kompetenz auf einem Gebiet leider gar keine überdurchschnittliche Kompetenz auf anderen Gebieten mit sich bringt. Was ich da empfohlen habe, ist genau das, wovon die Forschung zum »Halo-Effekt« seit über hundert Jahren abrät. So heißt der Denkfehler, aus den bekannten Eigenschaften einer Person auf ihre unbekannten Eigenschaften zu schließen.

Eine erste Ahnung von diesem Sachverhalt überkam mich ein halbes Jahr nach dem Vortrag. Ich war zu einem kurzen Aufenthalt im »Forschungskolleg Humanwissenschaften« in Bad Homburg eingeladen. Dabei fand ich heraus, dass ich nicht zu den Menschen gehöre, die innerhalb von vier Wochen erfolgreich so etwas wie Forschung betreiben können – falls es solche Menschen überhaupt gibt. Vor allem aber stellte

ich fest, dass die in ihren eigenen Fachgebieten sehr kompetenten Gäste des Kollegs bei jedem Mittagessen ganz normal undurchdachte Meinungen über Internet- und Technikthemen vortrugen. Eine wissenschaftliche Ausbildung führt offenbar gar nicht dazu, dass man allgemeine Denk- und Argumentationsweisen lernt, mit deren Hilfe man dann auch in fremden Fachgebieten den naheliegendsten Unsinn vermeidet.

Das wurde 2020 noch ein bisschen deutlicher, als alle, die schon mal etwas über irgendein Thema gewusst hatten, über Nacht ihre Leidenschaft für Virologie, Epidemiologie und Pandemiepolitik entdeckten. Eine verbesserte Variante meines Ratschlags hätte also lauten können: Es lohnt sich, Leuten, die sich in einer Angelegenheit als kompetent erwiesen haben, auch auf Gebiete zu folgen, *mit denen sie sich ebenfalls auskennen*. Wenn ich eine Person wegen ihrer Beiträge über Softwareentwicklung schätze und dann herausfinde, dass sie außerdem über Erfahrung im Homeschooling oder im Umgang mit Schlittenhunden verfügt, bietet mir das eine günstige Gelegenheit, auch darüber etwas zu lernen, obwohl mich diese Themen bis jetzt gar nicht interessiert haben. Wenn dieselbe Person plötzlich anfängt, über Finanzpolitik oder Pandemiebekämpfung zu schreiben, ist die Wahrscheinlichkeit aber nicht höher als bei jedem anderen Menschen, dass ich etwas Nützliches erfahren werde.

Erfahrung ist keine Garantie für brauchbare Auskünfte. Selbst auf ihrem eigenen Gebiet liegen Fachleute manchmal daneben. Das war 2020 dank der schnellen Erkenntnisfortschritte sichtbarer als in Zeiten, in denen es von der Aussage bis zur Widerlegung

länger dauert. Auch jahrelange Arbeit an einer Spezialfrage führt hin und wieder in die Irre. Aber ohne die nötigen Vorarbeiten ist es noch viel unwahrscheinlicher, dass man richtig liegt.

Mein schlechter Ratschlag von 2012 ist noch gefärbt von der Vorstellung einer Welt, in der der Zugang zu kompetenten Auskünften schwierig ist und man deshalb am besten jeden Menschen, der sich einmal mit Sachverstand zu irgendwas geäußert hat, festhält, bis man alles Wissen aus ihm herausgewrungen hat. Dabei sind wir – und waren es auch damals schon – überall von Fachleuten auch für die speziellsten Themen umgeben.

Zuerst fiel mir das im Bereich der Literaturkritik auf: Manchmal lese ich irgendwo im Internet Buchbesprechungen von Leuten, die sich umfassend im Gesamtwerk der Autorin oder des Autors auskennen. Es kommt nicht oft vor, aber doch etwas öfter als im gedruckten Feuilleton. Das hat nichts damit zu tun, dass das Internet und seine Strukturen dem Papier grundsätzlich überlegen oder hier schlauere Leute am Werk wären als dort. Es liegt an der Arbeitsweise von Redaktionen: So eine Person mit Superspezialkompetenzen schreibt vielleicht nur alle fünf bis zehn Jahre mal eine Buchrezension. Das macht es unwahrscheinlich, dass Redaktionen überhaupt von ihrer Existenz wissen. Ich als Publikum bin darauf angewiesen, dass sie sich selbstständig und ungefragt zu Wort meldet.

Dieser Weg in die Öffentlichkeit ist auf allen Gebieten einfacher geworden, nicht nur in der Literaturkritik. Es ist auch einfacher geworden, Menschen, die nur alle paar Jahre mit ihrem Spezialwissen in Erscheinung

treten, zu finden, wenn man sie braucht. Die weniger schlechte Version meines Ratschlags von damals müsste also lauten: Man kann sich ruhig anhören, was eine Autorität auf einem Gebiet über ein zweites meint, so lernt man neue Themen kennen. Recht hat aber wahrscheinlich jemand anders.

5

Zuhör-Zubehör

Ende Januar erzählte der Ministerpräsident von Thüringen, Bodo Ramelow, in einem öffentlichen Gespräch, dass er während der Ministerpräsidentenkonferenz auf seinem Handy „Candy Crush» spiele. »Bis zu zehn Level« schaffe er bei den Treffen mit Angela Merkel. Daraufhin gab es viel Kritik. »Vielleicht wäre es Thüringen besser ergangen, hätte er zugehört«, schrieb Carlo Masala, Professor für Internationale Politik, bei Twitter.

Jetzt kann man Ramelow sicherlich vorwerfen, dass er insgesamt zu wenig zugehört hat, wenn es um die Corona-Pandemie ging. Noch Ende Oktober 2020 wollte er die in der Ministerpräsidentenkonferenz beschlossenen neuen Einschränkungen in seinem Bundesland nicht einführen. Dort seien doch sowieso gar nicht viele Leute an Covid-19 gestorben, und überhaupt, wer könne schon wissen, was die eigentlichen Todesursachen gewesen seien. Zu diesem Zeitpunkt stiegen die Neuinfektionszahlen in Thüringen genau wie anderswo bereits steil an. Bis ins neue Jahr hinein lagen die Zahlen in Thüringen weit über denen der anderen Bundesländer (mit Ausnahme von Sachsen, wo es noch schlimmer war).

Nur hat Ramelows Zuhörproblem wahrscheinlich nichts mit Candy Crush zu tun. Ich vermute, dass der Ministerpräsident sogar besser zuhören kann, während er auf seinem Handy Bonbons sortiert. Schon in den Kommentaren zum Tweet von Carlo Masala erklä-

ren einige, dass sie Candy Crush als Zuhör-Werkzeug nutzen. »Mir hilft das insbesondere bei längeren Sitzungen, die Konzentration zu halten«, schreibt Mark Seibert aus der Berliner Senatsverwaltung. Ich finde das nachvollziehbar, weil es mir ähnlich geht. Ohne solche Tricks kann ich gar nicht zuhören, meine Aufmerksamkeit schweift dann sofort ab. Sobald ich das überschüssige Interesse auf eine Routineaufgabe richte, folge ich dem Gesagten problemlos und konzentriert.

Ramelow hat sich für diesen Teil seiner Äußerungen nicht entschuldigt[1], sondern darauf hingewiesen, dass in mehrstündigen Konferenzen auch die anderen Anwesenden Sudoku, Schach oder Scrabble auf ihren Handys spielen. Ich finde das aus zwei Gründen gut. Erstens bringt es nichts, so zu tun, als würden Menschen zu unendlich konzentrationsfähigen Maschinen, nur weil sie in der Politik arbeiten. Zweitens wird immer noch zu selten gesagt, dass Beschäftigung mit dem Handy nicht automatisch unaufmerksames Gedaddel bedeutet – nicht mal dann, wenn jemand wirklich daddelt.

Für diese Kolumne wollte ich eigentlich nur schnell die Forschungsergebnisse zum Thema Zuhörhilfen zusammenfassen. Im Zusammenhang mit Aufmerksamkeitsstörungen sei der Einsatz von konzentrationsfördernden Ablenkungen bestimmt gründlich erforscht, dachte ich. Das scheint aber gar nicht der Fall zu sein. Allgemeine Einigkeit herrscht darüber, dass beim Zuhören eine gewisse Unterauslastung

[1] Zwischen dem Abgabe- und dem Veröffentlichungszeitpunkt dieser Kolumne hat er sich doch noch entschuldigt. Schade.

normal ist. Das Gehirn kann zwar zwischen 400 und 800 Wörter pro Minute verarbeiten, bekommt aber weniger als die Hälfte davon geliefert. Der Wunsch, diese Lücke zu schließen, ist so verbreitet, dass die meisten Audio- und Video-Apps die Option anbieten, Gesprochenes schneller abzuspielen.

Smartphones sind auf Forschungs-Zeitskalen immer noch relativ neu, es ist also verständlich, dass Studien zum Thema »Besser zuhören dank Candy Crush« fehlen. Aber der Wunsch, beim Zuhören noch etwas anderes zu tun, ist ja älter als das Smartphone. Ganz früher habe ich gestrickt, um besser zuhören zu können (wir hatten ja nix), dann Tetris auf dem Gameboy gespielt (wir hatten ja immer noch nix). Falls es Forschung zur Wirkung von Stricken, Häkeln oder Sticken auf Konzentration und Hörverstehen gibt, ist aber auch die gut versteckt. Zumindest findet ein bisschen Kritzelforschung statt: Einem Experiment an der Universität Plymouth aus dem Jahr 2010 zufolge merkten sich die Versuchspersonen, die beim Anhören einer langweiligen Telefonnachricht kritzeln durften, 29 Prozent mehr vom Inhalt der Nachricht als die Kontrollgruppe.

Das Problem ist bis heute, dass Beschäftigung mit dem Handy in Zuhörsituationen als unhöflich und unkonzentriert gilt. Das liegt am fehlenden Blickkontakt zur sprechenden Person, aber nicht nur daran. Keine Zeitung hätte darüber berichtet, wenn Ramelow angegeben hätte, er male beim Zuhören auf einem Schreibblock herum. Smartphones sind immer noch besonders suspekte, unseriöse Geräte.

Hier zeigt sich ein weiterer Vorteil der Arbeit im Homeoffice: Während andere reden, kann man der

Beschäftigung nachgehen, die das Zuhören erleichtert, ohne auf andere unhöflich zu wirken. Vorausgesetzt, man darf das eigene Video abschalten und vielleicht auch das Mikro, falls die individuelle Zuhörhilfe Geräusche erzeugt. So tragen die Pandemiesituation und Bodo Ramelow hoffentlich dazu bei, den Gebrauch von Zuhörgeräten irgendwann auch dann normaler und akzeptierter zu machen, wenn man sich in Sichtweite anderer Menschen befindet.

6

Katze der Zukunft

Keine Angst, das hier ist nicht der achtundsiebzigste Artikel über die neue App Clubhouse. Es geht eigentlich um Katzen, Menschen, Plattformen und Zynismusprävention. Clubhouse kommt nur am Rande vor. Für alle, die schon die vorangegangenen siebenundsiebzig Texte überblättert oder weggeklickt haben: Clubhouse ist eine 2020 gegründete Audio-Plattform, die vor allem in den vergangenen Wochen in Deutschland bekannter geworden ist. Man kann darin live mit anderen Menschen diskutieren, also ein bisschen wie im Radio, nur ganz anders und alle können mitmachen. Jedenfalls alle, die ein iPhone haben und von jemand anderem eingeladen worden sind. Ich habe kein iPhone und diese Erklärung der App war eine billige Paraphrase des Wikipediaeintrags. Das ist aber, wie gesagt, alles nicht so wichtig.

Der Autor Peter Wittkamp schrieb Ende Januar bei Twitter: »Ich verdanke Twitter viel und werde die Plattform auf eine Art auch immer lieben. Aber nach zwei Wochen Clubhouse habe ich noch mal mehr gemerkt, was für eine toxische Bahnhofstoilette das hier im Umgangston geworden ist.« Die Bahnhofstoiletten, die ich in den letzten Jahren besucht habe, waren eigentlich schöner eingerichtet und sauberer als beispielsweise meine Küche. Außerdem gibt es bei Twitter kein »das hier«, weil alle selbst entscheiden können, wem sie folgen und was für Umgangstöne sie lesen wollen. Das Hauptproblem ist aber ein anderes: Zu sagen, dass auf

einer neuen Plattform der Umgangston so viel besser ist wie auf einer etablierten, ist ungefähr so, als schriebe man über eine junge Katze, sie sei klar das überlegene Modell, weil sie so viel süßer ist als eine erwachsene. In Zukunft werden alle nur noch junge Katzen haben wollen!

Na gut, dieser Vergleich stimmt nicht ganz. Aus einer neuen Katze wird ein Tier, das sich von den bekannten Katzen kaum unterscheidet. Neue Plattformen machen aber manche Dinge anders als alte. Die Menschen, die neue Plattformen designen, haben vorher lange über die Unzulänglichkeiten der alten nachgedacht – schon weil ihnen ja nichts anderes übrigblieb, als sie zu nutzen, so lange die neuen nicht erfunden waren. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass es ihnen gelingt, mit ihrem neuen Ding einen Teil der bekannten Probleme zu lösen oder zu lindern. Die Wahrscheinlichkeit, dass auf der neuen Plattform wegen ihres überlegenen neuen Konzepts alle für immer höflich und freundlich bleiben, liegt hingegen bei null.

Peter Wittkamp reichte zu seinem zitierten Tweet kurze Zeit später eine Ergänzung nach: »Im ersten Tweet stehen ja keine Konsequenzen oder inhaltliche Ableitungen oder auch, dass ich teilgeschlossene Bubbles extrem super finde. Da steht nur, dass der Umgangston anders ist.« Aber der Umgangston ist nicht anders, weil Clubhouse endlich etwas richtig macht, was alle anderen Plattformen falsch gemacht haben. Er ist nur anders, weil die App noch neu ist und dadurch eine solche »teilgeschlossene Bubble« bietet. Diese Phase gab es noch bei jeder neuen Plattform.

Was mich an solchen Aussagen stört, ist nicht der

harmlose Verliebtheitsirrtum. In dieser Art von Lob neuer Plattformen steckt das unausgesprochene Argument: »Alles ist besser, solange die doofen störenden Leute nicht da sind.« Manchmal spricht es auch jemand deutlicher aus, so wie Schlecky Silberstein in seinem 2018 erschienenen Buch »Das Internet muss weg«. Darin heißt es: »Wenn ich sage ›Das Internet muss weg‹, meine ich, wie erwähnt, eigentlich das Social-Media-Internet (...) Mit Social-Media-Internet meine ich ein Netz, in dem weite Teile der Bevölkerung und nicht ein paar wenige Nerds über ein Social-Media-Profil verfügen.« Mir ist die menschenfreundlichere Formulierung von Wittkamp zwar sympathischer, aber im Ergebnis meinen er und Silberstein dasselbe: Es ist einfach gemütlicher, wenn der Pöbel sich noch nicht eingefunden hat.

Klar, es ist schön, irgendwo unter den Ersten zu sein. Prominente Leute sind dann auch anwesend und erzählen Dinge, über die sie anderswo nicht so bereitwillig reden würden. Es ist wichtig, dass es solche Orte gibt, und es ist wichtig, dass sie immer wieder neu entstehen. Ich habe selbst oft genug dazu geraten, zu jedem neuen Angebot weiterzuziehen. Das macht gute Laune, hilft gegen Zynismus und man lernt Leute in tatendurstigen, optimistischen Lebensphasen kennen. »New Relationship Energy« heißt diese positive Kraft in Diskussionen über Liebesbeziehungen. Man darf sie halt nicht für eine ganz besondere Eigenschaft des neuen Partners halten – oder der neuen Plattform. Das bringt nur Ärger und Enttäuschung.

7

In Kürze für Sie da

Der Einzelhandel in den Innenstädten muss dringend gerettet werden, das steht im Moment täglich überall. Und ich versuche es ja. Aber es ist so schwer! Beispielunternehmen 1 in der Kleinstadt meines Pandemie-Exils verkündet: »Wir erneuern gerade unsere Webseite. In Kürze sind wir wieder online für Sie da.« Im *Internet Archive* kann man historische Versionen dieser Seite betrachten und so herausfinden, dass diese Websiteerneuerung seit mindestens August 2020 im Gang ist. In den neun Jahren davor war auf der Seite die eingescannte Zeitungsanzeige des Unternehmens mit Adresse, Telefon- und Faxnummer zu sehen.

Beispielunternehmen 2: »Der Wartungsmodus ist eingeschaltet. Unser Onlineshop ist bald für Sie geöffnet, bitte schauen Sie später noch einmal vorbei!« Die Betreiberin dieses Unternehmen ist mit ihrem Laden bei Facebook und veröffentlicht dort alle paar Monate ein Update zu ihren Öffnungszeiten und Einkaufsbedingungen. Das muss man aber wissen, denn von Suchmaschinen werden die Facebookinhalte nicht erfasst. Versand oder Abholung sind nicht vorgesehen, man muss vor Ort erscheinen. Der Laden ist so klein und eng, dass Abstandhalten nicht möglich ist.

Die Beispielunternehmen 3 und 4 habe ich per Mail gefragt, ob sie einen Artikel beschaffen könnten, über den im – vorhandenen! geöffneten! – Onlineshop nichts herauszufinden war. Es ging um ein mittel-

großes Möbelstück für eine lokale Einrichtung, der Bestellwert hätte etwa siebenhundert Euro betragen. Das war im letzten Sommer. Antwort auf meine Mail habe ich noch nicht erhalten.

Ich bin viel geduldiger und kompromissbereiter als früher, was diese Zustände angeht. Noch um 2015 hätte ich argumentiert: Wer seine Website zuletzt vor drei Jahren aktualisiert hat, verkauft mir bestimmt auch abgelaufene Erdnussflips und vergisst, die Gehälter der Mitarbeitenden zu überweisen, hier kaufe ich nichts! Heute denke ich eher: Ja gut, die Seite ist kaputt, aber die Seiten der Konkurrenzunternehmen sind auch kaputt, vielleicht sind es trotzdem nette Menschen.

Manche Restaurant-Ratgeber empfehlen, an fremden Orten nach dem abgelegensten Lokal mit der schäbigsten Inneneinrichtung Ausschau zu halten, weil man dort wahrscheinlich am besten essen wird: Die Wirtsleute verschwenden ihre Zeit nicht auf Äußerlichkeiten, und ein hässliches Restaurant kann Gäste nur durch die Qualität des Essens anlocken. Wenn es einer Plastikstuhl-Kaschemme also gelingt, ein paar Jahre zu existieren, muss es am guten Essen liegen. So jedenfalls die Theorie.

Vielleicht herrscht im stationären Handel die Meinung vor, dass sich diese Regel auch auf den Onlineaspekt des Geschäfts übertragen lässt: Ein seriöses Unternehmen erkennt man daran, dass die dort arbeitenden Menschen keine Zeit für die Website haben? Es ist gar nicht so leicht herauszufinden, warum man sich im Einzelhandel auch nach 25 Jahren Onlinehandel und einem Jahr Pandemie nur widerwillig mit dem Internet befasst. Die naheliegenden

Suchbegriffe führen fast ausschließlich zu Firmen, die Suchmaschinenoptimierungs-Nepp anbieten. Sie erklären, wie sehr es die potenzielle Kundschaft frustriert, wenn eine Seite nicht auf die Auffindbarkeit mit Suchmaschinen optimiert ist, zu langsam lädt oder alle durch ihr Navigationskonzept verwirrt. Aber das Problem ist ja meistens viel elementarer: Die Seite lässt sich leicht finden und lädt auch schnell, es steht nur nichts drauf außer »Besuchen Sie uns in der Hinterwaldgasse 31a«.

Mir kommt langsam der Glaube abhanden, dass der Einzelhandel abgesehen von großen Ladenketten irgendwann zu einem sinnvollen Umgang mit dem Internet finden wird. Wenn ein Jahr Pandemie so wenig Wirkung zeigt, könnten wahrscheinlich auch Aliens landen, die sich von Fußgängerzonen ernähren, ohne dass sich etwas ändert.

Eine Sache ist im Laufe der Zeit wirklich besser geworden: Bei Google Maps bekommt man aktuelle und zuverlässige Öffnungszeiten und sogar coronaspezifische Auskünfte über so gut wie alle Läden. Nicht weil die Unternehmen sie selbst dort eingetragen hätten, sondern weil alle Google-Maps-Nutzenden danach befragt werden. Manchmal erkennt Google an meinen Standortdaten, dass ich gerade vor einem Laden stehe und fragt, ob ich kurz die Öffnungszeiten überprüfen könnte. Weil ich diese Informationen selbst oft nutze, komme ich der Aufforderung gern nach. (Beim nichtkommerziellen, frei lizenzierten Konkurrenzangebot OpenStreetMap ist es leider schwerer[2], selbst

[2] Aber nicht viel! Das wusste ich nur beim Schreiben dieser Kolumne noch nicht, ich habe es erst Anfang 2022 gemerkt.

etwas beizutragen.) Vielleicht könnte so die Zukunft aussehen: Die Menschen, die Läden betreiben, machen weiter das, was sie gern machen und wofür ihre Zeit reicht, also im Laden stehen und anwesende Waren an anwesende Personen verkaufen. Und den Online-Teil des Geschäfts lässt man verteilt durch Freiwillige erledigen: Könnten Sie mal kurz ein Foto vom Pfeffermühlensortiment machen, den Preis der Stützstrümpfe überprüfen und ein Trampolin bei Familie X in der Ypsilonstraße vorbeibringen? Nur wenn's keine Umstände macht.

8

Friendly Jimmy und ich

Im Januar unterhielt sich meine Mutter im Chat der Scrabble-App mit ihrer Schwester in Kanada. Die Schwester ließ fragen, ob ich gegen sie Schach spielen wolle. Normalerweise hätte ich »auf keinen Fall« gesagt. Meine Schacherfahrungen bis zu diesem Tag waren öde, freudlos und nicht selten nach drei Zügen vorbei. Aber seit ich im Herbst die Netflix-Miniserie »The Queen’s Gambit« gesehen hatte, war ich bereit, mir vorzustellen, dass es vielleicht doch Spaß machen könnte. Ich fragte, ob die Tante die Serie etwa auch gesehen habe und deshalb jetzt mit dem Schachspiel anfangen wolle. Nein, ließ die Tante ausrichten, sie habe die Serie zwar gesehen, aber daran liege es nicht. Sie habe schon lange vorher gegen ihren Mann gespielt.

Wenn wir nur Netflix-Modeopfer gewesen wären, hätte ich zwar auch mitgemacht, aber so war es natürlich noch besser. Ich ließ mir den Weg zur Schach-App weisen. In dieser App kann man nicht nur gegen meine Tante spielen, sie enthält auch 150.000 Schachaufgaben, die mich zunächst viel mehr interessierten. Ich kannte das Prinzip aus der Zeitung und hatte mir die Lösung solcher Aufgaben immer sehr kompliziert und langweilig vorgestellt. Jetzt fand ich heraus, dass es mehr Spaß macht, wenn man die Figuren auch wirklich bewegen kann und sich das nicht nur auf dem Zeitungspapier vorstellen muss. In der Gratisversion der App darf man nur drei solche Aufgaben pro Tag

lösen. Das war mir zu wenig und ich meldete mich für die kostenlose Testwoche der Premiumversion an.

In dieser Woche, dachte ich sparsam, mache ich dann außer den 150.000 Schachaufgaben einfach auch noch die ganzen Lektionen der App. Die Lektionen bestehen aus etwa drei Minuten animierter Erklärung, gefolgt von ein paar zu lösenden Aufgaben. Man bekommt darin alles von »Wie man die Figuren bewegt« bis »Taktik für Fortgeschrittene« erklärt.

Das endete natürlich auf vorhersehbare Weise: Nach Ablauf der Testwoche wurde ich zur zahlenden Kundin. »Macht es schon Spaß?«, fragte meine Mutter. »Die App ist so toll, damit macht es von Anfang an Spaß!«, sagte ich.

Ich ärgere mich im Nachhinein darüber, dass ich jemals auf die Idee gekommen bin, man könnte Gefallen an Schach finden, indem man einfach gegen Leute spielt, die es schon besser können. Oder gegen eine App, die nur spielt und nichts erklärt, denn auch das hatte ich schon erfolglos ausprobiert. Meine Vorstellung vom Lernen neuer Fähigkeiten entsprach ungefähr dem didaktischen Konzept »jemanden auf Ski stellen und dann den Hang hinunterschubsen«. Ich kann nicht mal andere Leute dafür beschuldigen. Ich habe mich selbst ohne Skikurs den Hang hinuntergeschubst.

Jetzt ist alles besser, und das liegt zum einen an den Erklärvideos. Mir war vorher nicht klar gewesen, dass es beim Schach mehr zu erklären gibt als nur die Zugregeln. »Der Rest ergibt sich dann beim Spielen«, hatte ich mir vorgestellt. Dabei hätte ich die Wahrheit ahnen können, schließlich wusste ich, dass es gar nicht so wenige Bücher über Schach gibt und diese Bücher mehr

als eine Seite haben.

Der Hauptvorteil der Erklärvideos ist aber ein anderer: Wenn ich mir Schach von einem Menschen beibringen ließe, wäre es mir unangenehm, mir dieselbe Sache öfter als einmal oder höchstens zweimal erklären zu lassen. Dabei ist das unbedingt nötig, weil ich beim ersten Durchgang schon aus Unaufmerksamkeit nicht alle Details mitbekomme. Außerdem müsste ich für das Verständnis einer Angelegenheit erst mal andere Dinge verstehen, die wiederum voraussetzen, dass ich die erste Angelegenheit begriffen habe. Deshalb brauche ich alle Erklärungen immer wieder von vorn, und die kurzen Lektionen der App erfüllen mir diesen Wunsch, ohne zu seufzen.

Der zweite Grund für mein neues Schachglück ist der Computergegner »Friendly Jimmy«. Es gäbe noch viele andere zur Auswahl, Jimmy ist nur der standardmäßig vorgeschlagene Gegner, und bisher hatte ich noch kein Bedürfnis, Freundschaften mit anderen Algorithmen zu schließen. Ich muss mich vor Jimmy nicht für besonders doofe Züge entschuldigen oder schämen, es macht ihm nichts aus, zu verlieren, unser Verhältnis ist ganz unbeeinträchtigt durch soziale Komplikationen. Das klingt jetzt vielleicht nach »aha, Frau Passig will einfach keine *Gefühle* haben«, aber ich finde es schwierig genug, auf meine Schachfiguren aufzupassen, wenn ich nicht gleichzeitig auch noch über mein Sozialleben nachdenken muss.

Zum ersten Mal sind mir diese Vorteile vor ein paar Jahren im Umgang mit der Eule aus der Duolingo-Sprachkurs-App aufgefallen. Ich darf gar nicht darüber nachdenken, wie viel Zeit ich in meinem Leben damit

verschwendet habe, mir Dinge von Menschen schlecht bis gar nicht beibringen zu lassen. Lieber denke ich darüber nach, was ich in Zukunft noch alles von geduldigen Geräten lernen könnte. Bis ich mit dem Schach fertig bin, kann man sich bestimmt das Bauen ganzer Raumschiffe von einem freundlichen Jimmy beibringen lassen.

9

Strom-Rechnungen

»Das hab ich alles schon in der FR-Kolumne aufgeschrieben«, sagte ich, als mich ein Freund nach meiner Meinung zum hohen Stromverbrauch von Bitcoin fragte. Beim Nachsehen merkte ich, dass ich im Herbst 2019 zwar den Stromverbrauch von allen möglichen Internetdingen verteidigt hatte. Bitcoin kam in der Kolumne aber gar nicht vor.

Vor zwei Jahren war der Energieverbrauch von Streaming, Serverfarmen und KI-Systemen ein beliebtes Thema. »Umweltbelastung Internet« ist ein Beitrag aus der Süddeutschen Zeitung aus dem Oktober 2019 betitelt, in dem es unter anderem um Kopfrechnen und Bücherlesen als Klimaschutzbeitrag geht. Kurze Zeit danach kam es coronabedingt aus der Mode, über das Internet als Klimakiller zu schreiben.

Ich weiß nicht mehr, warum ich Bitcoin damals gar nicht erwähnt habe. Es kann nicht daran gelegen haben, dass Bitcoin-Stromverbrauchskritik noch keine Rolle spielte. In den ersten sechs Jahren nach Erfindung der Kryptowährung wurde über ihren Stromverbrauch zwar nur im Zusammenhang mit der Stromrechnung beim Bitcoin-Mining im Privathaushalt geschrieben. Aber seit 2016 erscheinen die gleichen Artikel mit den gleichen Argumenten wie jetzt.

Im Dezember 2017 wurde der Gesamtstromverbrauch des Systems auf 30 Terawattstunden pro Jahr geschätzt. In der *Frankfurter Rundschau* stand damals: »Stiege der Verbrauch weiter wie bisher, könnte

danach im nächsten Oktober bereits das Niveau der Elektrizitätsproduktion des Industrielandes Großbritannien und im Laufe des Jahres 2019 sogar das der USA erreicht werden – eine aberwitzige Vorstellung.« Großbritannien produziert ungefähr 1.500 Terawattstunden im Jahr, die USA etwa 4.000.

Die Vorhersage beruhte auf Zahlen aus dem »Bitcoin Energy Consumption Index«. Diesem Index zufolge hat sich der Bitcoin-Stromverbrauch im halben Jahr nach dem Erscheinen des FR-Beitrags auch wirklich noch einmal mehr als verdoppelt. Seit Mitte 2018 ist er aber ziemlich konstant geblieben und liegt jetzt bei etwa 75 Terawattstunden im Jahr. Der »Cambridge Bitcoin Electricity Consumption Index« legt ein anderes Berechnungsverfahren an, nach dem der Stromverbrauch weiter gestiegen ist. Aber auch dort ist Bitcoin 2021 nicht einmal bei einem Zehntel des für 2018 prognostizierten Verbrauchs angekommen.

Der Vergleich mit der Stromproduktion von Großbritannien oder den USA führt aber sowieso in die Irre. Bitcoins werden erzeugt, indem man sie errechnet. Das geht im Prinzip kostenlos mit Papier und Stift, dauert dann aber näherungsweise ewig. Deshalb werden normalerweise Computer benutzt, wobei die Kosten für die Hardware kaum ins Gewicht fallen. Bitcoin-Erzeugungskosten sind zu knapp 100 Prozent Stromkosten. Deshalb findet Bitcoin-Mining dort statt, wo Strom am billigsten ist, und das heißt: vor allem an Orten mit Wasserkraftwerken. Länder haben es nicht so einfach. Sie müssen Strom wegen der Transportverluste möglichst nah an ihren Haushalten und Industrien erzeugen. Es klingt dramatisch, den weltweiten

Stromverbrauch von Bitcoin mit dem eines einzelnen Landes zu vergleichen, aber das ist eine journalistische Entscheidung. Man kann sich auch dafür entscheiden, mit dem Stromverbrauch von Wäschetrocknern zu vergleichen, mit dem Standby-Verbrauch von Elektrogeräten oder mit Weihnachtsbeleuchtung. Diese Vergleiche kommen vor allem in Bitcoin-freundlichen Beiträgen zum Einsatz, weil man Wäsche ja auch an der Luft trocknen, Geräte ausschalten und auf Weihnachtsbeleuchtung verzichten könnte. Für jede Terawatt-pro-Jahr-Angabe gibt es beruhigende und empörende Vergleiche.

Das Energieverbrauchsargument, so schrieb ich im Herbst 2019, sei dann besonders beliebt und bequem, »wenn die Energie von fremden Menschen (Hipstern) und fremden Firmen (Google) in fremden Ländern (USA) verbraucht wird, für Tätigkeiten, die den Kritisierenden überflüssig bis störend erscheinen.« Das ist bei Bitcoin nicht anders, nur dass die Energie hier auch noch von Leuten verbraucht wird, die durch einen Glückstreffer reich geworden sind und jetzt im Internet unsympathische Dinge schreiben.

Die aktuelle Beliebtheit der Stromverbrauchs-Kritik an Bitcoin ist ein Zeichen für einen Fortschritt im Nachdenken. Es geht jetzt seltener darum, dass dieses neue Ding zu nichts zu gebrauchen ist oder falls doch, dann jedenfalls nur durch Kriminelle. Auch Artikel darüber, dass der Bitcoin-Kurs bald wieder auf Null fallen wird, erscheinen nicht mehr täglich. Die meisten haben sich daran gewöhnt, dass digitale Währungen jetzt existieren, nicht mehr verschwinden werden und vielleicht sogar zu irgendwas gut sind. Die Kritik hat sich den

Details zugewendet: Ginge es nicht auch etwas weniger aufwändig? Das ist eine viel produktivere Frage.

Zum Schluss noch ein praktischer Tipp: Die umweltfreundlichsten Bitcoins sind die, die Sie ganz früh, so um 2010 herum, selbst hergestellt und danach nie wieder angerührt haben. Damals verbrauchte die Erzeugung nur ganz wenig Strom. Aber bitte beginnen Sie deshalb nicht mit dem Bau einer Zeitmaschine. Im Vergleich zum Energieverbrauch von Zeitmaschinen ist Bitcoin harmlos.

10

Umblättern bitte

Ich lese zusammen mit meinem Freund ein Buch, und das geht so: Wir finden uns beide bei gather.town ein, einer Plattform für Remote-Sozialleben, auf der man nicht nur die üblichen Rechtecke mit den Videos der anderen Anwesenden sieht, sondern auch in einer pixeligen Landschaft herumlaufen kann. Ich öffne das E-Book und teile diese Ansicht mit der »Screenshare«-Funktion. Da die Buchseite für Aleks nur etwa das Format einer halben Postkarte hat, muss ich die Schrift ziemlich groß einstellen. Eine Seite im Buch entspricht dadurch etwa einem Absatz dieser Kolumne. Umblättern kann nur ich, Aleks muss also am Ende jeder Seite »ok« sagen.

Das ist umständlich, hat aber den Vorteil, dass wir uns währenddessen über das Buch unterhalten können. Was bei Serien relativ normal ist, nämlich in eine soziale Situation zu geraten, in der mehrere Leute dieselbe Serie gerade selbst gucken und über interessante Details reden können, kommt bei Büchern so gut wie nie vor. Man müsste dafür schon Teil eines Lesezirkels sein, und Lesezirkel treffen sich mit so großem Abstand zur Lektüre, dass ich meine Meinung zum Buch bis dahin schon dreimal wieder vergessen hätte.

Es ist nicht unsere erste gemeinsame Buchlektüre. Wir haben im Zelt gemeinsam mehrere Bücher auf Aleks' stromsparenden E-Book-Reader gelesen, weil die Handyakkus geschont werden mussten. Aber das gleichzeitige Lesen am selben Ort ist körperlich

schwierig, es geht nur zu zweit und man muss sich mögen. Durch die coronabedingte Entfernung ist es einfacher geworden, zumindest was Körperhaltung und Seitenbeleuchtung betrifft. Wir könnten sogar noch weitere Mitlesende einladen, ohne dass es eng wird.

Um 2005 war ich fest überzeugt, dass »Social Reading« das nächste große Ding werden würde. Ich meinte damit nicht gleichzeitiges Lesen, sondern zeitversetztes Lesen, bei dem man Kommentare am Text hinterlässt. Mein Glaube kam vor allem daher, dass ich gerade ein Buch mit besonders guten Fußnoten des Übersetzers gelesen hatte. Solche Kommentare wünschte ich mir für alle Bücher. Natürlich filterbar, so dass man nur die von Menschen lesen müsste, deren Beiträge einen interessieren.

Technisch sprach nichts mehr dagegen, so etwas möglich zu machen. Ich stellte mir kommentierbare PDF-Versionen vor, die man beim Papierbuchkauf gratis dazubekommen sollte. Damals ahnte ich nicht, wie sehr die gesamte Buchbranche in historische Rechteprobleme verstrickt ist, die so etwas unmöglich machen. Etwas später, um 2014 herum, galt Social Reading vorübergehend wirklich als Zukunft des Lesens. Aber die verfügbaren Plattformen blieben Prototypen, in denen man aus Rechtegründen nur eine kleine Auswahl, manchmal sogar nur ein einziges Buch lesen konnte. Heute ist es wieder still geworden um diese Leseform. Ich wünsche sie mir weiter, aber ich bin nicht mehr überzeugt, dass ich sie noch zu sehen bekommen werde.

Erst bei der Recherche für diese Kolumne erfuhr ich,

dass seit 2014 »immer mehr Slow Reading Clubs eingerichtet und Slow Reading Partys veranstaltet« werden. So steht es jedenfalls[3] in einem Beitrag der Buchwissenschaftlerin Ute Schneider, der 2019 in einer Veröffentlichung der Bundeszentrale für politische Bildung erschienen ist. In diesem Text ist davon die Rede, dass sich »Leser zur gemeinsamen, stets schweigsamen Lektüre zusammenfinden«, nicht im Internet, sondern an einem Ort mit Sitzmöbeln. Gleich im nächsten Satz wird noch mal die Bedeutung der »geistigen und lautlosen Versenkung ins Buch« unterstrichen. Die Veranstaltungen haben offenbar keine soziale, sondern eine disziplinierende Funktion: Endlich mal ohne Unterbrechungen in einem Papierbuch lesen!

Dieses Loblied der individuellen, lautlosen und ununterbrochenen Lektüre ist interessant, weil es sich historisch um ein eher junges Phänomen handelt. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wird vor allem laut und damit gemeinsam gelesen. Das hat verschiedene technische Gründe: Nicht alle konnten selbst lesen, Brillen, Beleuchtung und Lesestoff waren knapp. Aber es spielt auch als gemeinsames Erlebnis eine wichtige Rolle. In Zeiten und Umgebungen, in denen ungefähr so wenig passierte wie in einem Coronalockdown bei gleichzeitigem Stromausfall, musste man selbst für Gesprächsthemen sorgen.

Das Ansehen von Filmen war jahrzehntelang aus

---

3 Nur zur Vermeidung von Missverständnissen: Ich nehme an, dass es ein oder zwei solche Veranstaltungen gab und der Rest Wunschdenken ist. Falls sich Slow Reading Clubs doch als die Zukunft erweisen sollten, dokumentiert diese Fußnote, dass ich wieder mal nichts geahnt habe.

technischen Gründen ein soziales Ereignis, und zur Frage, ob man den Kinofilm schon währenddessen kommentieren darf oder andächtig schweigen soll, gab es wie beim Buch mehr als eine Meinung. Erst seit ein paar Jahren ist es leicht, Filme allein, jederzeit, an allen Orten und in egal welchen Körperhaltungen zu sehen. Zur selben Zeit ist es technisch einfacher geworden, zu mehreren dasselbe Buch zu lesen. Texte darüber, welche Form der Beschäftigung mit irgendeinem Medium die korrekteste ist – allein oder gemeinsam, zerstreut oder konzentriert, laut oder leise – werden also nicht so bald aussterben, eventuell nie. Irgendwie wird die Zukunft des Lesens schon aussehen, aber ich bin nicht mehr so überzeugt, dass ich sie kenne oder sie unmittelbar bevorsteht. Aber wenn ein Knopf zur gemeinsamen Bestimmung des Umblätterzeitpunkts drin vorkäme, würde ich mich freuen.

11

Die eigentliche Arbeit

Antiquarisch habe ich das Buch »Journalisten an Bildschirmgeräten« in die Hände bekommen. Es ist 1983 in der »Praktikerreihe« der Hans-Böckler-Stiftung erschienen, die zum Deutschen Gewerkschaftsbund gehört. In der Einleitung heißt es: »Hier wollen wir von den Erfahrungen der von Redaktionssystemen betroffenen Redakteure berichten, wobei die verschiedenen Gefährdungsbereiche ihrer Arbeitsbedingungen im Mittelpunkt stehen.« (Redakteurinnen kommen nicht vor. Ob sie auch in der Zeitungsrealität von 1983 nicht vorkamen, kann ich dem Buch nicht entnehmen.) Die Formulierungen, die Redakteure seien von Redaktionssystemen *betroffen* und ihre Arbeitsbedingungen *gefährdet*, überraschen mich. Ich stelle es mir anstrengender vor, die redaktionelle Arbeit ohne Computer zu erledigen. Eine Gefährdung von Arbeitsbedingungen, weil die Zeitung ab jetzt mit Schreibmaschine, Schere und Kleber gemacht werden muss, fände ich einleuchtender.

Die Gründe für die beschriebene Gefährdung sind ungefähr folgende: »Angesichts der neuen Technik müssen die Journalisten ursprünglich nachgelagerte technische Operationen übernehmen.« Dafür brauchen sie »differenzierte Kenntnisse der Elektronik«, und das bringe die Gefahr mit sich, »die journalistische Qualität des Produkts zu beeinträchtigen, insofern die Organisation des Arbeitsprozesses die Kommentierung, herkömmliche Formen der Recherche oder auch

den stilistischen Umgang mit der Sprache in den Hintergrund drängen.« Wenn man sich technisch weiterbilde, dann werde man »in immer stärkerem Maße für nichtjournalistische Aufgaben herangezogen«. Die Alternative ist auch nicht attraktiver: Wenn man sich »zwecks Verteidigung der eigentlich journalistischen Tätigkeitsformen« nicht weiterqualifiziere, würde man abhängig von technischen Sachverständigen.

Was zur *eigentlichen Arbeit* gehört und was nicht, ist knapp vierzig Jahre später immer noch umstritten. Der Deutsche Journalisten-Verband DJV erklärt auf seiner Website in einem Beitrag aus dem Jahr 2020 zum Thema »Arbeitsmarkt und Berufschancen«, die Arbeitsbedingungen im Journalismus müssten so gestaltet sein, dass die eigentlichen journalistischen Aufgaben nicht »durch andere Tätigkeiten überfrachtet werden«. Denn: »Gleichzeitig in Wort, Bild und Ton für die Zeitung, die Homepage, das App und das Lokalradio zu berichten, dabei noch soziale Netzwerke zu bedienen und zu twittern – das überfordert und geht zu Lasten der Berichterstattungsqualität.«

Bei den *eigentlichen journalistischen Aufgaben* handelt es sich dem DJV zufolge um »Beschaffung, Prüfung, Bewertung und Vermittlung von Informationen«. Vielleicht gab es ja wirklich einmal eine Zeit, in der man diesen Tätigkeiten ungestört nachgehen konnte? Im 1990 erschienenen Buch »Journalismus als Restgröße« lese ich, wie der Arbeitsalltag in der Redaktion einer überregionalen Zeitung vor dem Internet aussah: Zur Bestätigung einfacher Sachverhalte wird viel erfolglos herumtelefoniert, Bilder sind schwer zu besorgen und die Recherchequalität, na ja, es muss halt

schnell gehen: »Ein Nachrichtenredakteur nimmt sich den Großen Brockhaus vor. Er findet tatsächlich eine wenige Zeilen lange Notiz über den Intendanten. Auf der Grundlage dieser Informationen verfaßt er eine Zehn-Zeilen-Meldung für die Seite 1.« Von Sehnsucht nach diesen Arbeitsweisen liest man selten. Die gute alte Zeit des Journalismus liegt wohl nur zehn bis zwanzig Jahre in der Vergangenheit, und ich nehme an, das war vor zehn bis zwanzig Jahren genauso.

Vielleicht unterscheiden sich die neuen Aufgaben gar nicht so grundlegend von den alten und die Herausforderung liegt woanders. Vielleicht soll man statt in eine Schreibmaschine in einen Computer tippen. Hat man in den vorangegangenen Jahren Menschen an Computern für albern oder für Angehörige einer weniger feinen Berufsgruppe gehalten, dann bekommt man jetzt ein Identitätsproblem. Wenn im 21. Jahrhundert die »Bedienung« sozialer Netzwerke erwartet wird, man aber vorher jahrelang schlecht über alle gedacht hat, die so einen Blödsinn machen, dann ist nicht die *eigentliche Arbeit* durch die Veränderung bedroht, sondern das Selbstverständnis. Es könnte eine gute Idee sein, den Beruf zu identifizieren, den man für den lächerlichsten der Welt hält, und dort ein Praktikum zu machen. Wenn er dann bei der nächsten technischen Veränderung mit dem eigenen zusammengelegt wird, ist man vorbereitet. Ich arbeite mich schon mal in den Beruf der Heizdecken-Influencerin ein.

12

Alle machen das

Der 1757 geborene Friedrich Christian Laukhard fällt im Laufe seines Theologiestudiums immer mehr vom Glauben ab. In seiner Autobiografie berichtet er: »Ich war schon vor langem durch Crellius um meinen Glauben an die Dreieinigkeit, und durch Tyndale vollends um allen Glauben gekommen. (...) Aber von nun an erblickte ich in dem ganzen christlichen System nichts als Betrug, und zwar Betrug, der sich auf die abscheulichsten Absichten gründete.« Das schreibt er seinem Vater, einem protestantischen Pfarrer. Der Vater antwortet ihm: »Das sind schon längst meine eigenen Ansichten gewesen; ich habe nichts Neues darin gefunden« und rät ihm, er solle das alles für sich behalten. Sein fehlender Glaube hält Laukhard so wenig wie den Vater davon ab, sich um eine eigene Pfarrei zu bemühen.

Der türkisch-amerikanische Wirtschafts- und Politikwissenschaftler Timur Kuran hat solche Phänomene in einem in den 1990er Jahren erschienenen Buch auf den Namen »preference falsification« getauft, Präferenzverfälschung. Wenn es in einer Gesellschaft normal ist, in bestimmten Fragen öffentlich andere Meinungen zu vertreten als privat, hat das umfangreiche und ungünstige Folgen, so Kuran. Unter anderem macht man es damit allen anderen schwerer, eigene Meinungen zu äußern.

Im August 2019 war ich bei einer Veranstaltung zum Thema Künstliche Intelligenz zu Gast, bei der ein

Computerlinguist über das Erzeugen von Text sprach. Nach dem Vortrag fragte eine Zuhörerin, mit welchen Ausgangstexten solche Systeme trainiert würden. »Mit dem, was halt so alles im Internet verfügbar ist«, sagte der Redner, »also zum Beispiel rechtefreie Bücher.« Es kam zu einer kurzen Diskussion darüber, ob das nicht dazu führt, dass die computergenerierten Texte eine veraltete Version der deutschen Sprache zementieren. Bücher werden erst 70 Jahre nach dem Tod des Autors oder der Autorin gemeinfrei. Die jüngsten auf diesem Weg verfügbaren Texte sind also knapp hundert Jahre alt. Später am Abend, während des geselligen Teils der Veranstaltung, fragte jemand den Linguisten, ob das schon die vollständige Antwort war. »Seid ihr nicht versucht, Library Genesis zu verwenden?« Library Genesis ist eine umfangreiche Schattenbibliothek russischen Ursprungs, die große Teile der Gegenwartsliteratur enthält und aus Urheberrechtsgründen illegal ist. »Natürlich machen wir das«, lachte der Linguist. »Alle machen das.«

Das deckt sich mit meinen in dieser Kolumne schon einmal beschriebenen Erfahrungen an Universitäten: Praktisch alle, mit denen ich spreche – ob Studierende oder Lehrpersonal – arbeiten mit Library Genesis und Sci-Hub, einer genauso illegalen Schattenbibliothek für wissenschaftliche Veröffentlichungen. Im privaten Umfeld erzählen sie bereitwillig davon. Offiziell passiert nichts von alldem.

Letzte Woche veranstaltete ich eine Miniatur-Umfrage bei Twitter. Es beteiligten sich nur 173 Personen, ordentliche Forschung sieht anders aus, aber es gibt wenig ordentliche Forschung zu diesen

Fragen. Ein Drittel der Antwortenden gab an, Library Genesis zu nutzen und das zu verschweigen. Nur knapp 3 Prozent stehen öffentlich zu ihrem Gebrauch der Schattenbibliothek. Ich habe es mal so, mal so gemacht. Meistens äußere ich mich gar nicht dazu, manchmal dokumentiere ich meine Praktiken und die anderer Menschen anonym, und manchmal deute ich den Gebrauch von Schattenbibliotheken leicht verklausuliert an, zwinki-zwonki, alle wissen, was ich meine.

Der US-amerikanische Neurowissenschaftler Carl Hart hat im Januar ein Buch über »Drug Use for Grown-Ups«, Drogengebrauch für Erwachsene, veröffentlicht. Er zeichnet darin die Geschichte seiner Erkenntnis nach, dass ein unproblematischer Freizeitgebrauch von Drogen existiert, und berichtet von seinem eigenen unregelmäßigen Heroinkonsum: »Ich bin Drogenkonsument und schäme mich nicht dafür. Mein Drogengebrauch ist Teil meines *pursuit of happiness*, und er erfüllt seinen Zweck. Er macht mich glücklicher und zu einem besseren Menschen. Ich bin außerdem Wissenschaftler und Professor für Psychologie mit Spezialisierung auf Neurowissenschaften an der Columbia University und habe zu Drogenmissbrauch und Sucht gearbeitet. Ich habe über zwanzig Jahre gebraucht, um zu meinem eigenen Drogengebrauch zu stehen. Kurz gesagt, ich war feige.«

Ich habe beschlossen, selbst etwas weniger feige zu sein und mit dem Zwinki-zwonki aufzuhören. Die für diese Kolumne verwendeten Bücher habe ich gekauft (Carl Hart und ein sehr gutes Buch von Joe Karaganis über Schattenbibliotheken) oder nur

den Wikipediaeintrag verwendet (Timur Kuran); die Laukhard-Autobiografie ist gemeinfrei, weil der Autor schon lange tot ist. Aber wenn es anders gewesen wäre, würde ich zu meinen Recherchepraktiken stehen. Vielleicht wird das Urheberrecht dadurch vier Sekunden früher reformiert, vielleicht auch nicht.

13

Gegenwartsdiagnose

Kurz vor dem Erscheinen dieser Kolumne bekomme ich einen Preis, in dessen Begründung die Jury mich als eine der »treffsichersten Diagnostikerinnen der Gegenwart« bezeichnet. Ich habe diese Begründung schriftlich bekommen, sie steht auf einer Urkunde, die ich mir an die Wand meiner Diagnosepraxis hängen könnte. Das klingt erstmal gut, aber aus Gegenwart wird schneller Vergangenheit, als man »early adopter« sagen kann. Und wenn ich meine eigenen Texte aus dieser Vergangenheit ansehe, dann ist Treffsicherheit nicht der erste Begriff, der mir einfällt.

2005 lobte ich neue Formen der beiläufigen Informationsvermittlung, die ganz offensichtlich die Gegenwart und Zukunft waren: die Glaskugel »Ambient Orb«, die sich bei eingehenden Nachrichten bunt verfärbte, und die Software »Accentus«, die Börseninformationen in Orchestermusik übersetzte, sodass die Finanzberater:innen bei Morgan Stanley nicht immer den Blick auf dem Monitor haben mussten. Ich sehnte mich sehr nach so einem »Ambient Orb«, es gab ihn aber nur für den US-Markt und ich bekam nie einen. Einige Jahre später, 2011, hatte ich aber ein Handy, das mit einer LED in verschiedenen einstellbaren Farben blinkte, wenn es Neuigkeiten gab: grün für E-Mail, blau für Facebookgeschehnisse, irgendwas anderes für irgendwas anderes. Ab 2012 habe ich diese LED ignoriert und seit 2014 kein Handy mehr gehabt oder auch nur gesehen, in dem es so etwas gibt. Von der

Börsenorchestersoftware ist nichts geblieben außer dem »*Wired*«-Artikel, aus dem ich damals von ihr erfahren habe.

Anfang 2010 schrieb ich über ein noch relativ neues Gerät: »Gerade sind die Klagen über den Handygebrauch etwas abgeflaut, es werden weniger Zeitungskolumnen über das Laster des öffentlichen Telefonierens verfasst, und die meisten Menschen haben gelernt, ihr Telefon im Kino abzuschalten. Ein Zeitalter des telekommunikativen Friedens hätte anbrechen können - wäre da nicht das Smartphone.« Zu diesem Zeitpunkt besaßen in Deutschland ungefähr sechs Millionen Menschen ein »Handy, mit dem man schmerzfrei ins Internet gelangt«. Aber diagnostiziert dieser Beitrag irgendwas? Gar nichts, er wirft nur ein paar naheliegende Fragen auf: »Wird das Smartphone ein Sandkorn im sozialen Getriebe bleiben?« Und: »Wird sich eine soziale Smartphoneetikette herausbilden, bei der man beispielsweise vor dem Zücken des Handys erklärt, was man damit zu tun gedenkt und warum es unaufschiebbar ist?«

Das E-Book weigert sich bis heute hartnäckig, das von mir seit mindestens 15 Jahren Behauptete zu tun und das Papierbuch auf breiter Front abzulösen. Na gut, das kann immer noch passieren, in 50 Jahren vielleicht. Bin ich dann besonders vorausschauend, weil ich es schon 65 Jahre vorher gewusst habe? Beim Wetterbericht reicht es jedenfalls nicht, den Regen korrekt vorherzusagen, aber sich beim Zeitpunkt um drei Wochen zu vertun.

Aber das Unrechthaben ist ja auch nützlich. Von Randall Munroe, dem Urheber der xkcd-Cartoons, gibt

es eine oft zitierte Zeichnung. Sie zeigt jemanden, der eigentlich ins Bett gehen sollte, sich aber noch nicht von der Tastatur lösen kann, denn: »Someone is wrong on the internet«, »im Internet hat jemand unrecht«. Das ist oft auch meine Motivation für das Schreiben von Texten und ganzen Büchern. Eine irrtumsreiche Umgebung wirkt also produktivitätssteigernd auf mich, und daher hoffe ich, dass auch mein eigenes Unrechthaben andere dazu anstachelt, bessere Beiträge mit durchdachteren Argumenten abzuliefern.

Dabei sollte man sich insgesamt bemühen, individuelle Fehler zu machen oder wenigstens relativ neue. Es sieht einfach doof aus und ist nicht interessant, wenn man nur persönlich irgendwelchen Erkenntnissen um 100 Jahre hinterherhinkt, so wie ich beim Feminismus oder Europa bei der Pandemiebekämpfung. Das ist einer der Gründe, warum ich gern über Technik schreibe, die es noch nicht lange gibt: Wenn man über ganz neue Dinge nachdenkt, ist es zumindest etwas wahrscheinlicher, dass man auch weniger abgenutzte Fehler macht. »Das konnte damals noch niemand wissen«, sollen zukünftige Leserinnen sagen, und nicht: »Das konnte man sehr wohl wissen, Frau Passig war nur einfach begriffsstutzig oder desinteressiert oder faul.«

Meine Beiträge im Techniktagebuch-Blog erscheinen mir ziemlich robust, aber das Techniktagebuch ist kein Ort, an dem Gegenwartsdiagnose betrieben wird. Dort begnügen wir uns damit, die Gegenwart zu beschreiben, damit die Nachwelt genug Material über Multifunktionsdrucker, Telefonierverhalten, Sonderzeichen und Elektrotretroller zur Verfügung hat. Auf dieser Basis können andere später hoffentlich korrekte Diagno-

sen der Vergangenheit stellen.

14

Warten auf die Fernwartung

Die meisten Menschen haben schon einmal auf der einen oder anderen Seite in dem absurden Theaterstück mitgespielt, das »Da geht was nicht« heißt. Auf dem Gerät der technisch weniger interessierten Person ist irgendwas kaputt. Die technisch interessiertere Person versucht eine Lösung zu finden. Die Problembeschreibung lautet so ähnlich wie »Und dann hab ich da draufgedrückt und dann ging das nicht mehr« oder »Das war immer da! Aber jetzt ist das nicht mehr da!« Meistens leben die Beteiligten nicht im selben Haushalt.

Digitale Angelegenheiten sind abstrakter als zum Beispiel Wasserhähne, und Nutzungsfreundlichkeit besteht oft daraus, dass über die vielen schon vorhandenen historischen Abstraktionsebenen noch eine weitere gelegt wird. Das ist schön und hilfreich, solange alles funktioniert. Bei Schwierigkeiten führt es dazu, dass die Person mit der Frage und die Person mit der potenziellen Antwort sich kaum miteinander verständigen können. »Hast du noch einen Browser offen?« – «Was ist denn ein Browser?« Es ist dann so, als wolle man aus der Ferne jemanden dazu bringen, eine Sicherung auszuwechseln, ohne dabei die Wörter »Keller«, »Sicherungskasten« und »Sicherung« zu verwenden, im Dunkeln.

Einerseits wäre ein Betriebsmodus ratsam, in dem sich fast nichts kaputtspielen lässt und die Privatsphärenregler vorsichtshalber streng eingestellt sind. Ande-

rerseits führt gerade das später zu noch mehr Unglück: »Schick mir doch mal ein Foto von dem Problem« – »Versuch ich ja, aber da steht irgendwas von ›keine Berechtigung‹.«) Die Sicherheits- und Privatsphäreneinstellungen rechtzeitig auf »alles egal!« zu drehen, ist auch wieder ethisch fragwürdig, wenn die Person, die das Gerät nutzen wird, nicht informiert einwilligen kann.

In Diskussionen über privaten Techniksupport werden oft Werkzeuge wie TeamViewer empfohlen: Man braucht sie nur einmal auf dem fremden und dem eigenen Gerät einzurichten, und wenn es Probleme gibt, kann man sich aus der Ferne einloggen und alles reparieren. So jedenfalls die Theorie. In der Praxis setzt TeamViewer voraus, dass beide Geräte einigermaßen neu sind. Gerade technikdesinteressierte Menschen mit hohem Beratungsbedarf besitzen aber meistens ältere Geräte, und sie zeigen sich nicht überdurchschnittlich aufgeschlossen für den Vorschlag, das Gerät mit dem Problem durch ein neues mit – wie sie korrekt vorhersehen – neuen Problemen zu ersetzen. Wer nicht anwesend ist, bräuchte außerdem erst mal TeamViewer, um damit aus der Ferne TeamViewer auf das zu betreuende Gerät zu kriegen.

Selbst wenn sich ein Fernwartungswerkzeug zum Laufen bringen lässt, hilft es nur in den Fällen, in denen nicht fehlendes Internet das Problem ist. Eigentlich bräuchte man eine von den anderen Geräten unabhängige Videoverbindung, um anderen über die Schulter zu schauen: »Stell dich doch damit bitte mal so vor die Kamera, dass ich sehen kann, was auf deinem Bildschirm ist.« Aber diese Videoverbindung

müsste erst mal selbst funktionieren. Sie müsste so leicht auffindbar und zuverlässig sein wie die Festnetztelefone von früher, die sogar bei Stromausfall noch gingen. Nicht so wie die Festnetztelefone der Gegenwart: Erst vergangene Woche habe ich eine zwölfseitige Anleitung verfasst, mit deren Hilfe es meiner Mutter (77) hoffentlich gelingen wird, die immer wieder verschwindende Verbindung zwischen ihrem Festnetztelefon und dem Router selbstständig zu reparieren. (Damit es keine Missverständnisse gibt, bei wem die Schuld zu suchen ist, trägt die Anleitung den Titel »Umgang mit dem Speedphone-Glump«.)

Einige Jahre habe ich geglaubt, Technik würde jetzt immer nutzungsfreundlicher und das Problem sei deshalb sicher bald gelöst. Danach habe ich einige Jahre geglaubt, die Fernwartungswerkzeuge würden jetzt immer besser und das Problem sei deshalb sicher bald gelöst. Nach einem Jahr des Zusammenlebens mit meiner Mutter weiß ich mehr darüber, wie oft Beratungsbedarf auftritt und wie selten es eine dauerhafte Lösung für die auftauchenden Probleme gibt. Unglücksberichte aus anderen Haushalten, in denen früher einmal funktionierende Handys, Tablets oder Computer nicht mehr gehen oder in denen ein neues Gerät seit Monaten auf seine Inbetriebnahme wartet, höre ich jetzt mit Anteilnahme, aber ohne Änderungsvorschläge an (wie es ja auch bei Krankheiten empfohlen wird). Vielleicht werden die Kommunikationsgeräte und ihre Anwendungen nach hundert Jahren doch noch so robust wie die Festnetztelefone von früher. Falls es nicht dazu kommt, weil sie vorher durch neue Systeme mit neuen Kinderkrankheiten

abgelöst werden, braucht eben jeder Privathaushalt eine Technikwartungsabteilung im Haus. Das schafft ja auch Arbeitsplätze.

15

Digitalweihrauch

Vor einem Jahr, im Frühjahr 2020, wurden gerade alle Veranstaltungen, bei denen ich eingeladen war, einen Vortrag zu halten, entweder abgesagt oder ins Digitale verschoben. Auf der Basis dieser eher kleinen Stichprobe formulierte ich bei Twitter damals die These: »Je mehr es bei einer Veranstaltung tatsächlich um Inhalte, Austausch und Dazulernen geht, desto bereitwilliger wird sie ins Digitale verlagert. Was stattdessen von Repräsentation, Tradition, Fotos mit wichtigen Leuten handelt, wird abgesagt.« Ein Jahr später kommt mir diese Zweiteilung immer noch plausibel vor. Meine Stichprobe ist immer noch klein, aber inzwischen werden nicht mehr nur die vor der Pandemie geplanten Tagungen weiter in die Zukunft verschoben oder hoffnungsfroh Präsenz-Events für »in drei Monaten dann« geplant, sondern vereinzelt sogar neue Termine unter den neuen Bedingungen angesetzt.

Manchmal geht es nicht anders, dann müssen auch die Veranstaltungen ins Videoformat wandern, die von Repräsentation handeln. An Ostern habe ich aus Verwandtschafts- und Forschungsgründen zwei Gottesdienste im Internet gesehen. Der erste war eine katholische »Pontifikalfeier der Osternacht« mit einem Bischof, übertragen auf dem YouTube-Kanal des Bistums. Der zweite war ein evangelischer Gottesdienst einer kleinen Gemeinde, der im Zoom-Format stattfand. Die meisten Gäste dort hatten ihr Videobild abgeschaltet und nahmen als schwarze Rechtecke teil,

einige aber ließen sich ins Wohnzimmer gucken. Die katholische Veranstaltung bestand zu etwa 95 Prozent aus Ritual und zu 5 Prozent aus individuellem Text. Bei der evangelischen Veranstaltung war es umgekehrt. Der katholische Gottesdienst, den ich vor Ort wahrscheinlich – ich bin katholisch aufgewachsen – als Spektakel hätte würdigen können, verlor seine Wirkung durch das Zusehen vom Sofa aus fast vollständig. Es fehlte das Gebäude, der Weihrauchgeruch, das Mitsingen, die durch die Abwesenheit anderer Optionen erzwungene Konzentration aufs Geschehen. Der evangelische Gottesdienst wurde durch das Zoom-Format interessanter, weil wir das Gesagte in einem parallelen Chat live besprechen konnten. Äußerliche Pracht, die beim Transport in den digitalen Raum verlorengehen konnte, gab es gar nicht erst. Der Kirchenraum enthielt sie nur andeutungshalber: »Na gut, hier, ein gotisches Dekorationselement, das muss reichen.«

Dieses Spektrum der Optionen ist mindestens so alt wie die Reformation. Einige weltliche Veranstaltungen lassen sich ganz leicht darin einordnen: Preisverleihungen sind katholischer Natur. Sie handeln vom Vorzeigen der ehrwürdigen Räume der Institution, vom Anknüpfen an die Vorjahrestradition, vom Überreichen von symbolischen Gegenständen und von Danksagungen. Ins Videoformat lassen sie sich nur schlecht übertragen. Zu den eher protestantischen Veranstaltungen gehören Barcamps. Das Barcamp ist ein seit 2005 beliebtes Tagungsformat, bei dem das Programm erst vor Ort festgelegt wird. Alle, die wollen und deren Themenvorschlag auf Interesse stößt, können dort ohne vorherige Einladung Vorträ-

ge oder Workshops halten. Barcamps finden oft in Umgebungen statt, die nicht wegen ihrer Schönheit ausgewählt wurden, sondern weil sie am Samstag mietfrei zu haben sind. Dafür gibt es auch keine langwierigen Danksagungen an Hochschule, Kommunalpolitik und geldgebende Institutionen. Wichtig ist nicht die körperliche Anwesenheit, sondern die intensive Beteiligung. Solche Veranstaltungen lassen sich gut in den digitalen Raum verlegen.

Die meisten Konferenzen, Diskussionsrunden und Beiratssitzungen liegen irgendwo in der Mitte zwischen evangelischem und katholischem Format. Zum Zeitpunkt der Ankündigung lässt sich noch nicht erkennen, ob es in der Veranstaltung um Arbeit an Inhalten gehen wird oder darum, gemeinsam ein verbindendes Ritual in traditionellen Formen zu zelebrieren.

Vielleicht wird es irgendwann auch im digitalen Bereich funktionierende Formate für Tradition und Ritual geben. Wie sie aussehen könnten, weiß ich noch nicht. Das tut mir leid allen Organisationsteams gegenüber, die mir hoffnungsvoll »Frau Passig, schlagen Sie doch was vor« schreiben. Oder vielleicht brauchen wir keine neuen Formate, sondern nur neue Fähigkeiten, dann können wir uns bald den Weihrauch selbstständig dazudenken. Vielleicht stellt sich aber auch heraus, dass die digitalen Räume grundsätzlich und für immer nicht zu Vorgängen passen, bei denen körperliches Repräsentieren im Vordergrund steht. Das hätte auch Vorteile. Man kann nun mal nicht alle Kathedralen und Konferenzsäle zu Kletterhallen umbauen.

16

Schneller lernen

Ab Mitte der 1920er Jahre gab es zur Bewertung von Kletterrouten sechs Schwierigkeitsgrade: vom 1. Grad »Leicht« bis zum 6. Grad, »Extrem schwierig«. Der 6. Grad war als »die absolute Grenze des Menschenmöglichen« definiert. »VI. Grad ist für mich, wenn in der Wand die Totenglocken läuten. Was soll ein VII. Grad?«, zitiert Reinhold Messner die Kritik eines Journalisten. Das war Anfang der 1970er, die internationale Diskussion, aus der das Zitat stammt, blieb ohne Ergebnis. Erst einige Jahre später wurde die Skala dann doch noch geöffnet. »Niemand hat sich damals vorstellen können, dass 40 Jahre später im XII. Grad geklettert würde«, schreibt Messner.

Der britische Autor Rupert Sheldrake wurde in den 1980er Jahren mit seiner Hypothese von der »morphischen Resonanz« bekannt. Die Theorie besagte, dass alles, was vorher schon viele andere gelernt haben, für jedes einzelnes Lebewesen leichter zu lernen ist. Klavierspielen sei heute einfacher als früher, weil wir auf telepathische Art von den vorangegangenen Klavierstunden anderer Menschen profitierten. Außerhalb der Bücher von Rupert Sheldrake gibt es keine Belege dafür, dass es sich wirklich so verhält.

Aber das Klettern ist wirklich einfacher geworden. Heute fangen die Routen in Kletterhallen und Sportklettergebieten beim fünften Grad an und der sechste ist das, womit man seine Zeit verbringt, wenn man den Sport ohne besonderen Ehrgeiz betreibt. Auch

lange Routen an richtigen Bergen werden regelmäßig im zehnten Grad und höher geklettert. Dafür gibt es viele Gründe, und »morphische Resonanz« ist keiner davon: Die Kletternden haben mehr Freizeit und damit mehr Zeit zum Trainieren. Neue Materialien für Kletterschuhsohlen verbessern die Haftung am Fels, die Ausrüstung ist insgesamt leichter und leistungsfähiger geworden. Weil mehr Menschen den Sport betreiben, gibt es mehr Anleitungen, mehr Austausch, Bücher, Vereinsarbeit, Wettkämpfe, Filme. Man muss nicht mehr alle Techniken selbst entwickeln und auch nicht wie Hermann Buhl in den 1930er Jahren in Wollsocken und mit einer Wäscheleine als Kletterseil arbeiten.

Das Klettern ist kein seltsamer Spezialfall. Jacob Sweet hat im März im *New Yorker* über die »Revolution im klassischen Tetris« geschrieben: 2001 oder 2002 erreicht Jonas Neubauer zum ersten Mal den maximal möglichen Punktestand von 999.999. Um 2010 herum gelingt das vereinzelt auch anderen. Seitdem ist diese Leistung normal geworden. Techniken, die man sich früher durch jahrelanges Experimentieren aneignen musste, lernen Neulinge jetzt innerhalb von Minuten. Verbesserte Sohlen und Seile haben nichts damit zu tun, denn Classic Tetris wird auf Originalhardware aus den 1980er Jahren gespielt, Nintendo-Konsolen mit Röhrenmonitor. Was sich geändert hat, sind die sozialen Strukturen rund ums Spiel: Interessierte tauschen auf Discord-Servern Tipps und Tricks aus. Auf der Livestreaming-Plattform Twitch kann man anderen beim Spielen zusehen. Es gibt immer mehr Wettkämpfe und damit Anreize zum Üben.

Wahrscheinlich durchlaufen alle Fähigkeiten diese Phasen: Zuerst müssen ein paar Menschen mit einem an Obsession grenzenden Hobby alles selbst herausfinden über Astronomie, Chemie, Elektrizität, Flugmaschinen, Klettern, Programmieren, Tetris. Damit kann man es einerseits weit bringen und andererseits überraschende Wissenslücken behalten: Jacob Sweet schildert, wie einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der ersten Classic Tetris World Championship erst dort elementare Dinge lernen: »Dana Wilcox, eine der erfolgreichsten Spielerinnen in der Twin-Galaxies-Highscoreliste, stellte fest, dass sie zwanzig Jahre lang gespielt hatte, ohne zu wissen, dass sich die Spielsteine in beide Richtungen drehen lassen.« Sobald es geeignete Strukturen für den Wissensaustausch und genug Interessierte gibt, geht es schnell voran. In der dritten Phase ist das neue Wissen zum Schulstoff geworden. Die Schwerpunkte im Lehrmaterial verschieben sich von »Diese Techniken haben sich bei mir am besten bewährt« hin zu »So sehen typische Prüfungsfragen aus«. Für Kolumnistinnen wird es schwierig, herauszufinden, ob vielleicht Forschung zur Beschleunigung von Lernvorgängen existiert, weil die gesamte Literatur nur noch vom schulischen Lernen handelt. »Haha, zum Glück wird Tetris nie an Schulen gelehrt werden«, sagen Sie jetzt vielleicht. Aber dass so ein Quatsch wie Turnen oder das galvanische Zucken von Froschschenkeln eines Tages Schulstoff werden würde, haben auch nicht alle geahnt.

17

Facebook, wie kann man nur

Die französische Gemeinde Bitche liegt im Département Moselle, nicht weit von Saarbrücken. Im März verlor sie ihre offizielle Facebookseite. Die Seite wurde von Facebook gesperrt, weil sie ein englisches Schimpfwort im Namen trägt – ein Phänomen, das unter dem Namen »Scunthorpe-Problem« bekannt ist und in dieser Kolumne bereits besprochen wurde. Bitche ist jetzt bei Facebook unter dem neuen Namen »Mairie 57230« auffindbar, wobei »Mairie« das Rathaus und 57230 die Postleitzahl ist. Wie jedes Mal, wenn so etwas passiert, fragen viele Menschen sich und andere: Wie kann man nur? Wie konnte es dazu kommen, dass sich staatliche oder sonstige Institutionen für ihren Kontakt zur Öffentlichkeit auf Facebook verlassen und sich damit freiwillig solchen Willkürmaßnahmen ausliefern?

Das Spektrum derer, die sich darüber wundern, ist breit. Es reicht von Leuten, die schon gebloggt haben, bevor es Facebook gab, bis hin zu solchen, die ihre handgebaute Website niemals irgendwo anders unterbringen würden als auf einem Server im Flur der eigenen Wohnung, wo sie die korrekte Auslieferung jedes Pixels persönlich überwachen können.

Wer sich diese Frage eher nicht stellt: Die Menschen, die selbst in Unternehmen und Institutionen dafür zuständig sind, Informationen zugänglich zu machen. Aus ihrer Sicht ist das Facebook-Angebot ziemlich

überzeugend[4], denn es lautet erstens: »Hier ist ein einfaches Texteingabefeld. Wie man es benutzen kann, wisst ihr aus eurem Privatleben. Ihr braucht euch nicht darum zu kümmern, an welcher Stelle eurer komplett unübersichtlichen offiziellen Unternehmenswebsite die Information eingefügt werden soll. Ihr müsst auch nicht vier Wochen darauf warten, dass das passiert.« Zweitens: »Auf diesem Weg erreicht ihr die, die es betrifft. Diese Zielgruppe braucht nicht zu wissen, in welcher Unterrubrik einer Unterrubrik dieselbe Information vielleicht auf eurer offiziellen Website zu finden ist. An Likes und Kommentaren seht ihr, dass dieser Kontakt stattfindet.« Der dritte Punkt ist vielleicht der wichtigste: »Diskussionen mit den Leuten aus der IT-Abteilung sind dafür nicht nötig«.

Früher dachte ich, Benutzbarkeit bedeute, dass sich halt jemand beim Entwickeln Gedanken über die Grundprinzipien der Usability gemacht haben muss. Mittlerweile glaube ich das nicht mehr. Sicher wird die Welt besser und einfacher, wenn man die siebenhundert schrecklichsten Fehler beim Entwerfen von Benutzeroberflächen vermeidet. Aber auch dann wird die Arbeit mit digitalen Dingen nie so einfach wie Atmen sein. Wenn ich vor der Entscheidung stehe, ob ich mich für eine neue Aufgabe mit einem vielleicht hervorragend geeigneten neuen Werkzeug befassen

4 Ein Beispiel nennt der Autor und Softwareentwickler Patrick McKenzie im Zusammenhang mit den Covid-Impfungen von 2021: »Wie sich herausstellt, ist die gebräuchlichste Veröffentlichungsplattform für die Verfügbarkeit von Impfstoff in Amerika, kein Witz, eine Facebookseite. Davon gibt es buchstäblich Tausende.« www.kalzumeus.com/2021/04/23/vaccinate-the-states/

oder lieber bei einer suboptimalen Technik bleiben soll, deren Eigenheiten ich schon kenne, entscheide ich mich meistens für das bekannte Übel. Erst recht unter Zeitdruck, und der ist, wie man so hört, in der Festangestelltenwelt keine Seltenheit. Bei einem vielseitigen, privat einsetzbaren Werkzeug vergesse ich auch nicht zwischen zwei beruflichen Nutzungen, dass es überhaupt existiert.

So erklärt sich auch, warum die Tabellenkalkulationssoftware Excel so oft für Aufgaben genutzt wird, die nichts mehr mit dem ursprünglichen Einsatzzweck zu tun haben. Wenn es möglich wäre, mit Excel Kaffee zu kochen oder ... Ich würde hier gern ein zweites absurdes Beispiel nennen, aber alles, was mir einfällt, lässt sich wirklich mit Excel bewerkstelligen: Fotos verschicken, Textverarbeitung, Passwortverwaltung, Konstruktionszeichnungen anfertigen, Briefe frankieren ... Wenn es möglich wäre, mit Excel Kaffee zu kochen, würde das in weiten Teilen der Arbeitswelt so gemacht.

Daraus ergibt sich die Lösung des Facebookproblems: Excel braucht nur einen Knopf »Inhalt dieser Tabellenzelle ohne weitere Umstände im Internet veröffentlichen«. In der Minute, in der es diesen Knopf gibt, werden Unternehmen und Institutionen sich von Facebook lösen.

Okay, das stimmt so nicht ganz. Das einfache Veröffentlichen ist nicht alles, was Facebook leistet. Die Plattform präsentiert das Ergebnis in einem Design, das nicht direkt schön ist, aber auch nicht nach einem Fossilienfund aus den 90er Jahren aussieht und vor allem nicht in monatelangen internen Meetings festgelegt werden musste. (Also, wahrscheinlich schon, aber

diese Meetings haben bei Facebook stattgefunden und nicht im eigenen Unternehmen.) Es sorgt dafür, dass Interessierte von der Existenz neuer Beiträge benachrichtigt werden. Excel könnte diese Funktionen nachrüsten. Dann wäre aber auch Moderation nötig, die in dieser Größenordnung nicht mehr von Menschen zu leisten ist. Und das bedeutet automatische Schimpfwortfilter. Das Département Bitche hätte die gleichen Probleme wie heute.

18

Taschenrechnertricks

Ich habe bei Twitter seit einigen Jahren eine Suchspalte für Tweets fremder Menschen, in denen Dinge wie Telefonzellen, Fernbedienungen, Faxgeräte oder Taschenrechner vorkommen. Dort findet sich manchmal etwas Interessantes, das ich dann unter dem Namen des Techniktagebuch-Blogs teile.

Im Laufe der Jahre hat sich herausgestellt, dass Taschenrechner nur in zwei Zusammenhängen erwähnt werden: Zum einen geht es naheliegenderweise um die Schule. Die Eltern – oft sind es alleinerziehende Mütter – beschweren sich über den hohen Preis des von der Schule vorgeschriebenen Taschenrechnermodells. Die Schülerinnen und Schüler beschweren sich über den am Prüfungstag vergessenen Taschenrechner. Unter denen, die die Schule irgendwann nach 1975 verlassen haben, bemerkt jeden Tag jemand, wie lustig es sei, dass die Lehrkräfte das Rechnen ohne Taschenrechner mit der Begründung verlangten, man hätte ja »später auch nicht immer einen Taschenrechner dabei«. Auch in den einfachen Tastenhandys der 1990er Jahre waren bereits Taschenrechnerfunktionen integriert, wir haben also anders als vorhergesagt seit ungefähr dreißig Jahren immer ein Rechengerät zur Hand.

Interessanter ist das zweite Refugium des Taschenrechnerthemas. Mit Hilfe von Taschenrechner-Verweisen werden andere Menschen aufgeklärt, die falschen Meinungen anhängen. »Da muss man doch

nur mal den Taschenrechner zur Hand nehmen und selbst nachrechnen«, geht das Argument, egal, ob es um Geflüchtete geht, Corona-Zahlen oder die vorteilhafteste Art der Stromerzeugung. Gemeint ist nicht die Taschenrechner-App am Telefon oder am Rechner, sondern wirklich das Gerät. Darauf deuten jedenfalls die Formulierungen hin: »Tipp: Kauf dir nen Taschenrechner und üb das Prozentrechnen nochmal«, »Die Politiker sollten mal ihre Taschenrechner suchen und nachrechnen«, »Es geht doch, wenn man die Batterien im Taschenrechner mal erneuert!«, »Aber wehe, der Bürger in Stuttgart nimmt den Taschenrechner in die Hand und rechnet nach.« Um dem Einwand vorzubeugen, so werde doch nur bei Twitter argumentiert, habe ich diese Beispiele zur Hälfte Twitter entnommen und zur Hälfte dem »Deutschen Nachrichten-Korpus« der Uni Leipzig. Die beiden Zitatquellen unterscheiden sich nur darin, dass im Nachrichten-Korpus die Beschwerden aus der und über die Schule fehlen.

Wie hat man seine Mitmenschen eigentlich ermahnt, die Wahrheit über die Welt einzusehen, bevor es Taschenrechner gab? Bis in die 1980er Jahre hinein wurde an Schulen der Umgang mit dem Rechenschieber unterrichtet. (Für Jüngere: Ein Rechenschieber ist nicht das Gerät mit den Kugeln, das bis heute manchmal in Kindergarten oder Grundschule zum Einsatz kommt, sondern eine Art Multiplizier-Lineal.) Der Rechenschieber ist aber nicht die Antwort auf diese Frage. Er spielt eigentlich nur im Sportjournalismus eine Rolle: »Rechenschieber raus: Vier Fahrer können im letzten Rennen der Formel-1-Saison noch Weltmeister werden.« Dieses Beispiel stammt aus der *Frankfurter*

Rundschau von 2010, ganz ausgestorben ist der Rechenschiebergebrauch im Journalismus aber bis heute nicht. Der Vorläufer des Taschenrechner-Arguments scheint vielmehr das Abzählen und das Ausrechnen an den Fingern gewesen zu sein, und zwar je nach Komplexität des Themas an zwei bis zehn: »Man kann sich an zwei Fingern ausrechnen, wohin diese demografischen Entwicklungen führen werden.«

Das Taschenrechnerargument wie das Fingerzählargument bedeuten: »Was ich hier sage, ergibt sich auf triviale Weise aus den vorliegenden Fakten. Es ist nur Rechenfaulheit, die andere davon abhält, zu denselben Ergebnissen zu gelangen wie ich.« Aber gerade jetzt ist im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie gut zu sehen, dass sich gar nichts von allein aus den Zahlen oder durch einfaches Nachrechnen ergibt. Die Meinungsverschiedenheiten treten an ganz anderen Stellen auf: »Diese Zahlen stimmen gar nicht (weil falsch getestet, das Falsche gemessen oder glatt gelogen wird)« oder »Die Zahlen sind zwar korrekt, aber die Maßnahmen, die daraus abgeleitet werden, sind völlig falsch.«

Der Aufruf, zum Taschenrechner zu greifen, ist entweder Ausdruck von mangelndem Vorstellungsvermögen: Es kann einfach nicht sein, dass andere die Welt anders sehen. Oder aber es handelt sich um einen bewussten Trick: Obwohl man es besser weiß, tut man so, als gäbe es gar keine Möglichkeit, die Dinge anders zu sehen. Gleichzeitig stellt man sich dadurch als Person hin, die selbstständig denkt – als ob sich die Meinungsverschiedenheit durch Anwendung der vier Grundrechenarten aus der Welt schaffen ließe. Bis

das Taschenrechner-Argument aus Altersgründen in den Ruhestand gehen wird, dauert es noch ein paar Jahrzehnte. Es steht aber allen frei, schon früher auf seine Anwendung zu verzichten.

19

Aussterben–Nichtaussterben

Der Softwareberater Hillel Wayne hat im April einen Text über die Frage veröffentlicht, warum UML eigentlich ausgestorben ist. Was UML ist, muss man für die Zwecke dieser Kolumne nicht wissen, stellen Sie sich einfach »irgendwas mit Informatik« vor. Der Begriff des Aussterbens ist uneindeutig, schreibt Wayne, weil in der Softwarebranche damit oft ein abnehmender relativer Marktanteil gemeint ist und nicht ein absoluter Rückgang. »Viele Wichtige Nachdenkpersonen beschweren sich darüber, dass kaum mehr jemand die untersten Ebenen der Softwareentwicklung versteht, aber insgesamt sind Kernel-Hacker heute zahlreicher als vor 30 Jahren. Sie stellen nur einen kleineren Anteil an der Branche. Das heißt, dass UML gleichzeitig wachsen und aussterben kann, je nachdem, welche Metrik man anlegt.« (Wenn man sich Software als Gebäude vorstellt, sind Kernel-Hacker so etwas wie die Menschen, die wissen, wo die Wasser- und Stromleitungen liegen. »Hacker« heißt nicht, dass sie verbotene Dinge tun, jedenfalls nicht mehr als im Handwerk üblich.)

Das ist eine interessante Beobachtung, weil es das gleiche Phänomen auf vielen Gebieten gibt. Im Zusammenhang mit Gemeinschaften im Internet ist immer wieder zu lesen, früher habe es noch kommerzfreie Orte für den Austausch gegeben, mit selbst gestalteten Regelwerken, unberührt vom Einfluss mächtiger Unternehmen. Dieses Früher liegt seit den 1980er Jahren

immer zehn bis 15 Jahre in der Vergangenheit. Gleichzeitig ist die Nutzung des Internets stark angestiegen. Das bedeutet, dass es in absoluten Zahlen viel, viel mehr solcher Orte gibt als früher, und um Größenordnungen mehr Menschen, die sich dort aufhalten.

Die Beraterin und Unternehmerin Penelope Trunk zitierte im Frühjahr 2020 aus einer Mail ihrer Mutter: »Das Verwaltungssystem der Arbeitslosenversicherung in New Jersey ist überlastet und sucht Leute, die COBOL können. Kann gut sein, dass ich die letzte lebende COBOL-Programmiererin bin. Also hab ich eine Mail geschrieben, dass ich das gern umsonst mache, wenn ich von zu Hause aus arbeiten kann.« COBOL ist eine Programmiersprache aus dem Jahr 1959, und gerade in den Branchen, die früh auf Computersysteme setzten – Banken, Verwaltung, Versicherungen – ist sie bis heute weit verbreitet. Die Idee bei ihrer Entwicklung war, dass die Sprache auch von Menschen in Nicht-Informatik-Berufen verstanden und eingesetzt werden sollte. Weil die ersten zwei Generationen dieser Menschen mittlerweile im Ruhestand sind, wurde über die Knappheit vor einem Jahr zunächst viel berichtet. Nach ein paar Tagen der »haha, COBOL!«-Berichterstattung stellte sich heraus, dass die Probleme zum einen gar nichts mit der COBOL-Ebene der Verwaltungssoftware zu tun hatten, sondern mit der viel jüngeren Java-Ebene, die nicht auf das coronabedingt hohe Antragsvolumen ausgelegt war. Zum anderen fehlten dem Staat New Jersey eigentlich gar keine COBOL-Fachleute. Nicht zuletzt meldeten sich viele zu Wort, die sagten, sie könnten das wohl, hätten aber keine Lust, unter Behördenbedingungen an der War-

tung eines Uraltsystems zu arbeiten, es gebe schönere Tätigkeiten und auch besser bezahlte. Penelope Trunks Mutter ist nämlich überhaupt nicht die letzte COBOL-Programmiererin der Welt. Schätzungen zufolge arbeiteten 2019 über eine Million Menschen beruflich in COBOL. Ihre absolute Zahl geht zwar zurück – 2013 sollen es noch zwei Millionen gewesen sein –, aber als COBOL neu war, arbeiteten insgesamt nur um die 100.000 Menschen in der Softwareentwicklung. Die Anzahl der heute berufstätigen COBOL-Fachleute entspricht ungefähr der Gesamtmenge aller Programmiererinnen und Programmierer um 1990.

Dieses Aussterben und gleichzeitige Nichtaussterben gibt es überall, wo eine Grundgesamtheit schnell wächst. Es kommt auch außerhalb der Computer- und Internetnutzung vor: Luxemburgisch zum Beispiel ist eine Sprache, die immer weniger gesprochen wird – aber eben nur relativ gesehen. Etwa die Hälfte der Menschen in Luxemburg können es. In absoluten Zahlen ist das mehr als die Gesamtbevölkerung Luxemburgs in den 1960er Jahren.

Vielleicht handelt die Aussterbe-Sorge nicht vom echten Ende eines Fachs, einer Sprache oder einer Tradition, sondern davon, dass die vielen anderen Menschen drumherum früher noch nicht existierten: in Luxemburg, in Facebookgruppen, in der Softwareentwicklung. Die relative Bedeutung der ehemaligen Mehrheit hat nachgelassen. Sie macht jetzt nicht mehr das gesamte Feld aus, sondern nur noch eine kleine Unterabteilung. Dadurch kann gelegentlich der Eindruck entstehen, dass man die letzte COBOL-Programmiererin der Welt ist. Vielleicht spendet die

Facebookgruppe »COBOL Programmers« Trost. Ihre 19.000 Mitglieder kennen das Problem.

20

Das Archivierungsloch

Nur ein Bruchteil von dem, was in den 1990er Jahren ins Internet geschrieben wurde, ist heute noch auffindbar. Das wurde oft darauf zurückgeführt, dass digitale Speichermedien schlechte Speichermedien seien im Vergleich zum guten haltbaren Papier. Dabei ist es ganz normal, dass in den Anfangszeiten eines neuen Mediums erst einmal alles verlorengeht. Aus den ersten 35 Jahren des Films sind etwa 80 Prozent aller Filme nicht erhalten. Beim Fernsehen gibt es erst ab den 1980er Jahren halbwegs brauchbare Archive. Das hat zum Teil technische und finanzielle Gründe: Die Speichermedien sind in der Anfangszeit sehr teuer, sehr sperrig oder noch gar nicht erfunden.

Zu dem Zeitpunkt, an dem ich diese Kolumne schreibe, kostet ein Gigabyte Speicherplatz – in Form einer Festplatte oder eines USB-Sticks – zwischen zwei und 20 Cent. Oder gar nichts, weil man kleinere Mengen in Form von Werbe-USB-Sticks gratis nachgeworfen bekommt. Vor 30 Jahren hätte ein Gigabyte mehr als 1000 Euro gekostet. Auch Institutionen, zu deren Aufgabe das Archivieren von Texten und Bildern eigentlich gehört, konnten es sich nicht leisten, zusätzlich zu ihren sonstigen, auch nicht billigen Aufgaben das Geschehen im Internet zu archivieren.

Manches geht heute etwas schneller als früher. Die Entwicklung günstigerer Speichermedien dauert nicht mehr Jahrhunderte wie der Übergang vom Pergament zum Hadernpapier (einem Recyclingprodukt aus alten

Textilien) oder vom Hadernpapier zum Holzschliffpapier. Neue Technologien setzen sich, einmal erfunden, schneller durch als früher. Aber das grundsätzliche Problem bei der Archivierung neuer Medien wird dadurch nicht immer kleiner, bis es in naher Zukunft ganz verschwindet. Denn neben dem Fehlen von bezahlbaren Speichermedien sind zwei weitere Herausforderungen zu bewältigen, und dieser Vorgang dauert heute so lange wie vor hundert Jahren.

Zuerst muss es eine Umstellung im Denken geben. Archivierungs-Fachleute müssen zu der Erkenntnis kommen, dass das neue Zeug aufhebenswert sein könnte, auch wenn es minderwertig wirkt. Gedruckte Bücher? Billiges Zeug fürs einfache Volk, alles Wichtige steht auf Pergament. Flugblätter? Wenn der Inhalt seriös wäre, wäre er doch sicher ein Buch. Fotografien? Wen interessiert, wie irgendwelche Privatpersonen oder Dorfstraßen aussehen? Radio, Film und Fernsehen? Unterhaltung fürs gemeine Volk. Comichefte? Nur was für Kinder.

Ein paar Jahre später stellt sich heraus, dass der frühe Buchdruck oder Film eigentlich doch ganz interessant für die Forschung gewesen wäre - schade, dass keine Exemplare mehr aufzutreiben sind. Jetzt müssen entweder neue Archive gegründet werden, oder die vorhandenen müssen sich in ihrer Arbeitsweise umstellen.

In den 1990er Jahren vermied ich es, über das Archivierungsproblem in meinem eigenen Umgang mit dem Internet nachzudenken. Der Gedanke, dass es einfach nicht möglich war, alles Aufhebenswerte aufzuheben, war zu unangenehm. Lieber stellte ich mir vor, dass

andere mit mehr Geld sich schon für mich darum kümmern würden, Universitäten zum Beispiel oder Google.

Nach der Jahrtausendwende wurden Speichermedien etwas günstiger. Ich ignorierte das Archivierungsproblem weiter, wenn auch jetzt aus anderen Gründen: Die schlechten Zeiten seien vorbei, ab jetzt würde im Internet nichts mehr verlorengehen, dachte ich. Texte, aus denen ich später einmal zitieren wollte, speicherte ich nicht lokal und notierte mir oft nicht einmal mehr die Adresse. Google würde sie schon anhand des herauskopierten Zitats für mich wiederfinden.

Erst um 2015 herum, als ich feststellen musste, dass mein seit 2009 gefundenes, aber eben nicht lokal archiviertes Material für ein Buch größtenteils schon wieder verschwunden war, wurde ich etwas klüger und sah ein, dass wir immer noch mittendrin stecken im Archivierungsloch der frühen Internetjahre. Wenn es nicht das gemeinnützige Internet Archive[5] gäbe, wäre noch viel mehr verloren. Dass dieses Archiv existiert, ist nicht das Verdienst einer etablierten Institution. Es entstand 1996 – wie viele wichtige Projekte: nebenbei und während die Verantwortlichen eigentlich etwas anderes zu tun gehabt hätten. Bis heute wird es nicht aus Steuergeldern finanziert, sondern aus Spenden.

An dieser Stelle muss ich Sie auf nächste Woche vertrösten, denn mein Beitrag über das Archivierungsloch und seine Ursachen hat zwei Teile. Falls Sie ein bisschen Zeit haben, können Sie bis dahin – vielleicht auf den herumliegenden Gratis-USB-Sticks – Kopien von allem anlegen, was Ihnen im Internet wichtig ist. War-

5 web.archive.org

ten Sie damit nicht zu lange. Schon morgen wird wieder einiges verschwunden sein.

21

Das Rauschen der Gegenwart

Dieser Text ist die Fortsetzung der Kolumne von vergangener Woche, in der es um die fehlende Archivkultur für Inhalte im Internet ging. Falls sich neben Ihrem Sofa eine Archivkultur für Zeitungen befindet, können Sie zur Auffrischung noch mal hineinsehen, es geht aber auch so. Im März sprach ich über dieses Thema bei einer Veranstaltung des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Dabei nahm ich an, dass zumindest der erste Schritt des Umdenkens mittlerweile getan sei: Vielleicht merkt man es in der aktuellen Arbeit der Archive noch nicht so deutlich, aber zumindest intern ist die Annahme überwunden, dass im Internet nur vergessenswerter Unsinn veröffentlicht wird.

So hatte ich mir das jedenfalls vorgestellt, und es ist auch möglich, dass es sich wirklich so verhält. In den Kommentaren während der Veranstaltung und in der Zeitungsberichterstattung klang es aber noch nicht so. Jan Wiele schrieb in der »FAZ« über die Veranstaltung: »Passig nannte triftige Beispiele von Verlusten, etwa aus dem Frühwerk Wolfgang Herrndorfs, aber andererseits konnte man sich unter diesen Verlusten vielleicht auch manche verschmerzbare vorstellen, wenn man die Textgattungen sah, die der Literaturwissenschaftler Fotis Jannidis zur Berücksichtigung vorschlug: darunter Trivialliteratur, Fanfiction und wiederum Computerspiele.«

Ich weiß nicht, was an diesen Beispielen leichter verschmerzbar sein soll als an Verlusten in anderen

Textgattungen. Und selbst wenn sich ein Archivierungsauftrag darauf beschränken würde, die Beiträge von Menschen sicherzustellen, die später durch Tätigkeiten außerhalb des Internets bekannt werden, müssten wir immer noch vorsichtshalber alles aufbewahren. Man kann ja niemandem – auch Wolfgang Herrndorf nicht – von Anfang an ansehen, ob er sich später noch zu einem *Richtigen und Wichtigen Papierbuch-Autor* entwickeln wird. Um die Fanfiction brauchen wir uns weniger Sorgen zu machen, dort hat man früh erkannt, dass man auf die offiziellen Archivierungsinstitutionen nicht zählen kann, und mit dem »Archive of Our Own« 2008 ein eigenes, von Freiwilligen betriebenes Archiv ins Leben gerufen. Vom Begriff »Trivialliteratur« hat sich die Literaturwissenschaft schon im vorigen Jahrtausend verabschiedet. Zu Jan Wieles Schwerpunkten im »FAZ«-Feuilleton gehört lustigerweise Popmusik, ein Genre, um das dieselben »also darum müssen sich wirklich weder Feuilletonredaktionen noch Archive kümmern, schon die Vorstellung ist lächerlich«-Debatten geführt wurden. Nur eben etwas früher.

Interessantere Einwände hat der Feuilletonredakteur Lothar Müller in der *Süddeutschen* unter dem Titel »Einfach alles aufheben?« zusammengefasst: »[Passig] meinte allen Ernstes, die Nicht-Digitalisierung des Rauschens der Gegenwart sei so, als brenne täglich die Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar ab. Aber enthalten nicht auch die Brief- und Manuskriptbestände des 18. Jahrhunderts nur einen Bruchteil des Geschriebenen? . . . Konzeptuell wäre das ›Alles‹ durchaus ein Problem. Es würde ein Grundelement des Normalbetriebs außer

Kraft setzen: dass ein Literaturarchiv auswählt, was es aufnimmt.«

Im Wort »Rauschen« versteckt sich zwar auch hier wieder der Vorwurf, das sei doch alles nur belangloses, nicht archivierenswertes Zeug, aber Müllers Einwände gehen darüber hinaus: Die Archivierung von *allem* sei zum einen aus technischen und finanziellen Gründen unmöglich, zum anderen grundsätzlich eine Fiktion, »ein altes Wunschbild aus dem 19. Jahrhundert«.

Es gab im 19. Jahrhundert durchaus Wunschbilder, die später Wirklichkeit geworden sind, zum Beispiel Flugmaschinen. Dass die Menschen schon damals von etwas träumten, ist also kein Indiz dafür, dass es für immer außer Reichweite sein wird, aber ich habe selbst schon gelegentlich so argumentiert. Wenn wir provisorisch annehmen, dass es sich hier wirklich so verhält, dann sehe ich zwei mögliche Gründe: Das Archivieren von allem ist grundsätzlich nicht leistbar und wird das auch nie sein, weil die Gesamtmenge des Materials schneller wächst als die technischen Möglichkeiten. Und/oder: Aussortieren ist ein wesentlicher *inhaltlicher* Bestandteil der Archivarbeit. Am zweiten Punkt habe ich meine Zweifel. Wenn Aliens landen und zu uns sagen würden: »Wir haben zufällig Fotos für euch gemacht von sämtlichen schriftlichen Aufzeichnungen auf eurem Planeten seit Anbeginn der Zeiten, wollt ihr die?«, würden wir dann sagen: »Nein danke, Archivieren bedeutet auch Auswählen und Wegwerfen?«

Beim ersten Einwand müsste mal jemand gründlich nachrechnen, und wahrscheinlich haben Archivierungsfachleute das auch bereits getan. Vielleicht verhält es sich wirklich so. Aber auch dann bedeutet

das nur, dass wir eben nicht hundert Prozent von allem archivieren können. Zwischen diesen hundert und den aktuell von offiziellen Stellen archivierten knapp über null Prozent ist noch ziemlich viel Platz.

22

Tut doch was!

Meistens hat man ja selbst genug Probleme: keine Zeit oder kein Geld, keine Zeit *und* kein Geld, unerfreuliche medizinische Diagnosen, der gerade mühsam gelernte Beruf wird abgeschafft oder es herrscht Pandemie. Vielleicht ist zwischendrin mal fünf Minuten lang alles halbwegs aufgeräumt und man möchte schnell einen Scherz über Nudelsiebe loswerden. Dafür sind diese sozialen Netzwerke doch erfunden worden, denkt man, und öffnet eins davon.

Aber statt eines Umfelds, das nur auf Nudelsiebscherze wartet, trifft man die Bekannten und Verwandten ihrerseits beim Haben von Problemen an. Und nicht nur das, es sind Probleme, an denen man wahrscheinlich etwas ändern könnte, wenn man sich engagieren würde. Das wissen auch die Bekannten und Verwandten. Deshalb schreiben sie Dinge wie »Euer Schweigen über die Situation in X ist ohrenbetäubend.« X ist dabei ein gar nicht so weit entferntes Land, in dem Menschenrechte verletzt werden, die Situation einer Minderheit im eigenen Land, eine Branche, in der Ausbeutung normal ist, der eigene Wohnort, an dem Nazis aufmarschieren oder das soziale Netzwerk selbst, in dem die Stärkeren die Schwächeren mit Hass und Drohungen überziehen. Manchmal enden die anklagenden Beiträge mit: »... Es reicht, ich beende jetzt den Kontakt zu allen, die hier von früh bis spät Werbung für ihre hässliche Kunst machen und sich mit keiner Silbe zu X äußern.«

Zum Teil entsteht das Problem daraus, dass alle am selben Ort sind und gleichzeitig in sehr unterschiedlichen Situationen. Es ist wie eine Geburtstagsparty, die außerdem auch noch eine Beerdigung, ein Streichelzoo, eine Fußballweltmeisterschaft und ein Krieg ist. Aber dieses Wissen hilft nicht viel weiter. Es gibt keine etablierten Regeln für das Benehmen auf Geburtstagspartys, die zugleich Beerdigungen sind.

Ich habe das Problem zu Beginn dieses Beitrags aus der Perspektive derer beschrieben, die tatenlos von den Anliegen anderer lesen. Dabei gehört niemand nur zu dieser einen Gruppe. Sobald man sich mit einem Thema mehr als gar nicht auskennt, merkt man, dass dort Dinge schlecht eingerichtet und manchmal geradezu verbrecherisch verkehrt sind. Dann ist man selbst unter denen, die sich mehr öffentliche Aufmerksamkeit für ihr Anliegen wünschen und stattdessen auf etwas stoßen, das sich wie höfliches und manchmal eben nicht höfliches, sondern unbegreifliches, menschenverachtendes Desinteresse anfühlt.

In dieser Kolumne ging es im Frühjahr 2019 schon einmal darum, dass es bereits eine Leistung ist, eigenes unqualifiziertes Herummeinen durch kompetentes Schweigen im Wissen um die eigene Ahnungslosigkeit zu ersetzen. Das ist der erste Punkt, an den man sich in so einer Situation zu Trostzwecken erinnern kann: Wer schweigt, vermehrt wenigstens schon mal nicht den Blödsinn, der zum Thema X im Umlauf ist.

Außerdem ist so ein Aufruf ein zweischneidiges Schwert. Wenn man andere auffordert, sich zu Thema X zu äußern, meint man damit, dass sie sich bitte ähnlich äußern sollen wie man selbst. Das ist aber selbst

bei den bis dahin besten Freundinnen und Freunden nicht sicher. Wenn sie dem Aufruf folgen und sich eine Meinung zu X bilden, kann es passieren, dass es sich um genau die Meinung handelt, die man selbst für die falsche hält. So ist das bei Erwachsenen.

Die anderen Menschen nehmen das, was man ihnen über die Situation X mitteilt, in den meisten Fällen nur schweigend zur Kenntnis. Mehr können sie auch nicht tun, denn die Menge der Anliegen, für oder gegen die man sich engagieren könnte, ist potenziell unbegrenzt, und mit jeder Person, der man in irgendeinem sozialen Netzwerk folgt, kommen neue dazu. Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, und die regelmäßigen Begegnungen mit einem Thema, für die Sie mit Ihrer privaten Berichterstattung über Missstände sorgen, führen dazu, dass andere die Nachrichten darüber vielleicht nicht mehr überblättern, wegklicken oder ausblenden, wenn anderswo davon die Rede ist.

Auch die unter den Beiträgen abgesetzten Likes oder etwas differenzierteren Wut- oder Dagegensei-Emoji sind keine bloße Vertuschung von Untätigkeit. Sie erfüllen in so einer Situation denselben Zweck wie die ermunternden Geräusche und Gesten, die man beim Zuhören in kurzen Abständen von sich gibt, um zu signalisieren, dass man weiter bei der Sache ist und vielleicht sogar mehr erfahren möchte. Das Like unter einer wütenden Nachricht bedeutet »Ich nehme deinen Schmerz zur Kenntnis.« Und das ist nicht nichts. Es ist sogar sehr viel.

23

Absicht und Versehen

Die Literatur über Kunstfälschungen sagt ziemlich deutlich: Wenn in einem System alle Beteiligten davon profitieren, dass Fälschungen verkauft und ausgestellt werden, dann wird das auch in großem Umfang passieren. Genauso ist es bei Falschmeldungen. Insgesamt wünschen sich zwar die meisten, in Museen keine Fälschungen und in Medien keine falschen Behauptungen vorzufinden. Aber an den Stellen, an denen wir selbst Entscheidungen treffen müssen, ist die falsche Rolex billiger, die gefälschte Kunst so schön wie die echte und der erfundene Artikel attraktiver als die Realität.

Irgendwo sitzen wirklich Menschen an Schreibtischen und sagen »Haha! Ein weiterer schöner Arbeitstag, an dem ich Skandale über meine politischen Gegner erfinde und verbreite!«, oder »Diese wissenschaftliche Studie werde ich einfach von vorn bis hinten erfinden!« Diese Menschen sind aber nur für – Achtung, es folgt eine frei erfundene Zahl – etwa 1 Prozent des Gesamtproblems mit falschen Nachrichten verantwortlich. Weitere – ebenfalls erfundene – 9 Prozent gehen aufs Konto gutwilliger Fachleute, die das Richtige herausfinden wollen und zu nicht ganz richtigen oder aus Sicht späterer Forschender sogar komplett falschen Schlüssen gelangen. Den Rest erledigen Sie und ich. Ich vielleicht ein bisschen mehr, weil ich Sachbücher und Kolumnen schreibe und daher mit eigenen und nacherzählten Irrtümern ein größeres Publikum erreiche. Außerdem werde ich

dafür bezahlt, Meinungen über Themen zu haben, und kann mich deshalb leichter mit »was sollte ich machen, es musste halt schnell gehen« herausreden. Aber das Sachbuchschreiben ist keine grundsätzlich andere Tätigkeit als das Teilen von Beiträgen im Internet: Wir erzeugen dabei keine neuen Informationen, wir setzen nur die von anderen gelieferten neu zusammen und versuchen ihnen mehr Öffentlichkeit zu verschaffen.

»Geht mich trotzdem nichts an«, denken Sie jetzt vielleicht, »zum Glück bin ich gar nicht in diesen sozialen Netzwerken«. Es geht Sie aber auch dann was an, wenn Sie vor einem Jahr Videos bei WhatsApp an Ihren Bekanntenkreis weitergeleitet haben, in denen behauptet wurde, das ganze Coronaproblem sei eine reine Erfindung. Wenn Sie auch das vermeiden konnten, haben Sie wahrscheinlich für Ihre Nachbarin aus dem Apothekenblättchen die Seite ausgeschnitten, auf der es um das wirksame neue Arthrosemedikament ging, ohne zu bemerken, dass auf der gegenüberliegenden Seite *zufällig* genau dieses Medikament beworben wird. Sie waren ganz sicher Teil der Verbreitung von Falschinformationen, weil wir es alle sind. Nur an unterschiedlichen Stellen und bei unterschiedlichen Gelegenheiten.

Die Trennung zwischen Absicht und Versehen bei dieser Verbreitung scheint mir nicht besonders produktiv. Zwischen Absicht und Versehen liegt eine breite Grauzone, in der wir zwar nicht unbedingt planen, falsche Informationen zu verbreiten, es aber trotzdem tun. Während ich diese Kolumne schreibe, ist es gerade mal eine halbe Stunde her, dass ich eine Serie von Tweets teilen wollte, ohne vorher die darin verlinkten

Artikel zu lesen. »Ich weiß ja schon, dass das, was da steht, vernünftig ist«, war mein in diesem Moment nicht ausformulierter Gedanke, »da brauche ich die Artikel gar nicht erst zu lesen«. Wobei »ich weiß« bedeutete, dass der Inhalt sehr gut zu meinen vorhandenen Meinungen passt und ich diese Meinungen für nicht weit genug verbreitet halte.

Guter Wille allein reicht nicht, dazu gibt es zu viele Situationen, in denen gerade etwas anderes wichtiger ist als die Nachdenkpause vor dem Teilen. Bei anderen Vorsichtsmaßnahmen sind wir – zumindest seit vergangenem Jahr – in dieser Hinsicht nicht ganz auf uns allein gestellt. Markierungen auf dem Boden erinnern uns ans Abstandhalten, der Anblick anderer Menschen ans Maskentragen. Vorkehrungen gegen das Weitertragen von Denkfehlern sind weitgehend unsichtbar. Das ändert sich gerade erst in Ansätzen: Twitter hat voriges Jahr eine Funktion eingeführt, die vor dem Weiterleiten eines Tweets fragt, ob man den darin verlinkten Artikel nicht vielleicht erst lesen möchte. Facebook testet eine ähnliche Funktion seit Mai.

Das wird das Problem nicht lösen, dazu gibt es zu viele Irrtümer und Falschinformationen, die nichts mit dem vorherigen Lesen von Artikeln zu tun haben – zum Beispiel, weil der Artikel selbst die Fehler bereits enthält, oder weil es sich beim geteilten Inhalt nur um ein Bild mit irreführendem Text dazu handelt. Aber vielleicht hilft es schon, ab und zu daran erinnert zu werden, dass wir Teil des Problems sind und einen Teil der Verantwortung tragen. Nur eben jetzt nicht mehr ganz allein.

24

Echsenmenschen

In der Frühzeit des Internets herrschte bei denen, die es nur aus der Zeitung kannten, der Glaube vor: Diese Menschen da im Internet gibt es doch gar nicht wirklich. Am Ort der Verabredung mit Online-bekanntschaften würde man statt zehn am Thema Hamsterzucht interessierter junger Menschen einen einzigen alten Mann mit seltsamem Sinn für Humor vorfinden. Oder gleich nur einen Hund wie in dem ständig zitierten »Im Internet weiß niemand, dass du ein Hund bist«-Cartoon. Das klingt heute nach einem absurden Randphänomen, aber ich war dabei und ich schwöre, es war der Normalzustand.

Heute hat man sich allgemein daran gewöhnt, dass im Internet nicht nur verkleidete Hunde unterwegs sind und nicht einmal ausschließlich alte Männer mit seltsamem Humor. Aber das Grundproblem ist geblieben, es nimmt nur immer neue Formen an: Weil man die anderen Menschen im Internet meistens eher schlecht sehen kann, ist es leicht, ihnen zu unterstellen, sie existierten entweder gar nicht oder seien doch jedenfalls nicht das, was sie zu sein behaupten.

Der Literaturwissenschaftler Johannes Franzen hat eine der aktuellen Varianten im November 2020 im »Übermedien«-Blog beschrieben, den »Twittermob«: »eine amorphe, anonyme Masse dauerempörter Menschen«, die »politisches Engagement nur simuliert«. Diese Vorstellung einer rasenden Meute wird – schreibt Franzen und ich sehe das genauso – gerade im deutsch-

sprachigen Feuilleton dadurch erzeugt, dass man die ja durchaus vorhandenen, öffentlich sichtbaren und überprüfbaren Namen und Berufsbezeichnungen der Beteiligten ungenannt lässt. »Die Fiktion der gesichtslosen Meute kann nur aufrecht erhalten werden, indem man keine einzige der doch angeblich zahlreichen Einzelstimmen zitiert, die diese Meute ja ausmachen soll. Digitale Anonymität ist etwas, das durch das Nichtnennen von Namen oft erst narrativ erzeugt werden muss.«

Eine andere Variante geht so: Politische Debatten im Netz würden zu einem Großteil von »Social Bots« bestritten, also angeblichen künstlichen Intelligenzen, die die paar an der Debatte beteiligten echten Menschen in die Irre führen. Verwandte Dinge passieren auch wirklich, zum Beispiel posten sehr schlichte Werkzeuge automatisch Nachrichten, ohne sich dabei als Menschen auszugeben. Menschen steuern politische Diskussionen bewusst und zum Teil sogar beruflich in eine bestimmte Richtung, ohne dabei Maschinen zu sein. Belege für die eigentliche »Social Bots«-Behauptung fehlen aber, weshalb es gut ist, dass sie gerade wieder etwas seltener vorgebracht wird.

Es sind alles Versionen derselben Geschichte. Sie handeln davon, dass Menschen, die man nicht persönlich kennt, wahrscheinlich gar nicht real sind. Das ist verschwörungstheoretisches Denken, nicht anders als der Glaube, Politik werde von reptilienartigen Außerirdischen betrieben, die sich nur äußerlich als Menschen tarnen. (Ich denke mir diesen Glauben nicht aus, aber forschen Sie lieber nicht im Internet nach dem Phänomen, wenn Sie nicht sowieso bereits davon überzeugt

sind.) Es ist einfacher, an verkleidete Hunde, anonyme Twittermobs, Social Bots und Echsenmenschen zu glauben als damit zu leben, dass existierende Menschen mit Namen und Berufen wirklich ganz andere Ansichten haben als man selbst. In den Details kann es natürlich komplizierter sein, Erklärungen dafür zu finden, wie genau eine Echse in eine Politikerhaut passt, von welchem Planeten sie stammt und ob sie sich von Menschenblut ernährt oder von Insekten. Aber das ist immer noch einfacher, als das Geschehen in der Politik oder im Internet ernst zu nehmen.

Dabei war eigentlich gerade in den Corona-Diskussionen des vergangenen Jahres gut zu sehen, wie leicht große Teile des unmittelbaren Bekanntenkreises sich *ganz* andere Meinungen zulegen als man selbst. Meinungen, von denen man bis dahin dachte, nur Hunde, ich meine: sehr unvernünftige Personen könnten sie haben. Falls dieses Jahr zu allgemeiner Einsicht in die Vielfalt des Meinungswesens geführt hat, werden wir es in den nächsten Jahren am Nachlassen von »diese Menschen gibt es doch gar nicht«-Erzählungen über das Internet merken. Mit etwas Pech läuft es genau andersherum und stattdessen erscheinen tausend neue schillernde Theorien, warum auch die sichtbaren Menschen um uns herum ihre Meinungen gar nicht *wirklich* vertreten, sondern durch ihre Socken ferngesteuert werden oder so. Aber wenigstens muss das Internet den Vorwurf, die Leute darin seien ja gar nicht real, dann nicht mehr alleine ausbaden.

25

Alle, also manche

Eine von Sascha Lobos *Spiegel*-Kolumnen handelte Anfang Mai davon, wie Jugendliche während der Pandemie vergessen werden. Unter anderem ging es um den Satz des Gesundheitsministers »Ich bin optimistisch, dass wir im Laufe des nächsten Halbjahres allen ein Impfangebot machen können.« – «Ja, nee. Eben nicht allen.«, kommentierte Lobo. »Stand Mai 2021 existiert kein zugelassener Impfstoff für Kinder. Man kennt dieses ›alle‹, es heißt: alle, die gelten, und es bezieht junge Menschen nicht mit ein.«

Dieses »alle«, das nicht »alle« bedeutet, begegnet mir vor allem in der Diskussion ums Bedingungslose Grundeinkommen. Der Kern des Bedingungslosen Grundeinkommens ist ja, dass es *allen* zustehen soll, ohne Prüfung der Bedürftigkeit. Ich finde das Konzept schon deshalb gut, weil es den Kummer reduzieren würde, der rund um das Ausfüllen und Einreichen von Anträgen entsteht. Aber der zentrale Begriff *alle* bleibt in den meisten Diskussionen um das BGE merkwürdig vage. Im Wikipediaeintrag heißt es im ersten Satz »jeder Bürger«, einige Sätze später »jedes Gesellschaftsmitglied«, dann »jedermann«. Das kann alles heißen. Eins bedeutet es aber ziemlich sicher nicht, nämlich *alle*.

Man muss eine Weile suchen, um überhaupt Texte mit konkreten Aussagen über den Personenkreis zu finden, der so ein Grundeinkommen erhalten soll. »Nur Menschen mit deutscher Staatsbürgerschaft« hat die AfD 2020 (für eine sehr eingeschränkte Version ei-

nes Grundeinkommens) gefordert. Außerhalb der AfD kommt ein Grundeinkommen eher für »alle, die ihren Wohnsitz in Deutschland haben« in Frage, vielleicht auch für »alle, die ihren *Erst*wohnsitz in Deutschland haben« oder »alle, die seit mindestens fünf Jahren dauerhaft in Deutschland leben«. In den meisten Modellen muss man außerdem über 18 sein. Wenn die deutsche Staatsbürgerschaft Bedingung sein soll, dann gehören mehr als zehn Millionen in Deutschland lebende Menschen nicht zum »Alle«. Etwa 14 Millionen sind nicht volljährig. Vier Millionen EU-Ausländerinnen und -Ausländer leben in Deutschland, haben ihren Erstwohnsitz aber woanders. Diese Gruppen überschneiden sich teilweise, aber bis zu einem Viertel der Menschen in Deutschland sind mit dem »Alle« des Bedingungslosen Grundeinkommens jedenfalls nicht gemeint.

Das Bedingungslose Grundeinkommen kann nichts dafür. Ausnahmsweise ist nicht einmal der Gesundheitsminister schuld. Schuld sind auch *alle*, die schon einmal zu einem Gast gesagt haben: »Bei mir kommt alles in die Spülmaschine«. Gemeint ist damit »alles außer die Messer mit den Holzgriffen und vorsichtshalber auch die Messer mit den Plastikgriffen, der Eisportionierer aus Aluminium darf auch auf keinen Fall in die Spülmaschine, genauso wenig wie die hölzernen Schneidebrettchen und weitere 27 Sonderfälle«. Diese Ausnahmen müssen Gäste in jedem Haushalt neu lernen, unterstützt durch »ja, schon alles, aber *das* doch nicht!«-Kommentare.

Am Spülmaschinenproblem kann man das Problem im Kleinen sehen. Zum einen werden die nicht

gemeinten Gruppen gar nicht erst mitgedacht. Die Messer sind bei der Spülmaschinenaussage ja ehrlich vergessen worden. Aus der Sicht der Messer und Eisportionierer sowie der nicht mitgedachten Bevölkerungsgruppen ist das aber kein großer Trost. Es ist zwar unschön, absichtlich übergangen zu werden, aber nicht wesentlich besser, ein so seltsamer Spezialfall zu sein, dass man bei wichtigen Bestimmungen einfach übersehen wird.

Die Person, die die unvollständige Auskunft gibt, wäre gern eine Person, die die Spülmaschine ganz einfach und ohne Sonderregelungen befüllt, nicht so wie in den übertrieben komplizierten anderen Haushalten. Die Befürworterin des Grundeinkommens wäre gern eine Person, die ein einfaches und unbürokratisches System ins Leben ruft. In Wirklichkeit bekommt sie aber doch nur ein im besten Fall etwas weniger kompliziertes System als in anderen Staats- oder Spülmaschinenhaushalten hin, genau wie alle anderen.

Gewaltfreie Kommunikation ist ein hilfreiches Konzept mit einem etwas irreführenden Namen. Lesen Sie die Details bitte bei Interesse selbstständig nach, es lohnt sich. Zu ihren wesentlichen Ratschlägen gehört es, anderen keine Vorwürfe zu machen, die Begriffe wie »immer«, »nie« oder »alle« enthalten: »Ihr seid alle immer so unpünktlich« oder »Nie räumst du auf«. Stattdessen soll man das aktuelle Problem möglichst präzise und konkret beschreiben. Das wäre auch bei der Diskussion über die Verteilung von Impfstoff oder Finanztransferleistungen eine gute Idee. Das Bedingungslose Grundeinkommen müsste dann zwar umbenannt werden in »Grundeinkommen mit

einer überschaubaren Anzahl von Bedingungen«. Aber davon abgesehen wären wir *alle* besser dran.

26

Blickrichtungen

Wenn ich hinter sitzenden Menschen vorbeigehe, empfinde ich in letzter Zeit ein körperliches Unbehagen: Es kommt mir unanständig vor, dass ich den anderen aufs Display gucken kann. Aber mein Unbehagensreflex ist wie alle Reflexe etwas ungenau, und so kommt es, dass ich mich auch unhöflich fühle, wenn ich hinter einer Person stehe, die gar kein Gerät vor sich hat, sondern nur ihr Abendessen.

Höfliche und unhöfliche Blickrichtungen sind keine neue Sache. Man starrt anderen nicht unverhohlen auf die Geschlechtsmerkmale, beziehungsweise tut *man* es doch oft genug, dass T-Shirts mit der Aufschrift »Mein Gesicht ist hier oben« existieren. Aber zumindest über die Tatsache, dass man anderen nicht auffällig auf die Brüste glotzen *sollte*, herrscht eine gewisse Einigkeit.

Die Form der Blickregeln ist von Land zu Land unterschiedlich. Für Menschen aus Ländern ohne etablierte Sauna- und Nacktbadekultur ist es erklärungs- und gewöhnungsbedürftig, dass man in der Sauna so guckt, als seien die anderen gar nicht nackt. Für mich wiederum war es erklärungsbedürftig, dass man Fenster in anderen Ländern so benutzt, als seien sie nur in einer Richtung durchsichtig. Dass an dieser Stelle überhaupt ein kulturelles Missverständnis existiert, erfuhr ich nur durch Zufall: Ich hatte einen Arbeitsplatz am Fenster direkt an der Straße in einem schottischen Dorf. Wenn Menschen am Fenster vorbeikamen, schaute ich hoch in der Erwartung gegenseitigen Grüßens, aber die Vor-

beigehenden drehten niemals auch nur den Kopf zu mir. Erst als ich irischen Bekannten die verwirrende Situation beschrieb, erfuhr ich, dass es als unanständig gilt, anderen Menschen durch die Fenster zu gucken, auch wenn diese Fenster direkt an der Straße liegen. Bis dahin hatte ich mit der Annahme gearbeitet: »Wenn diese Menschen Privatsphäre wollten, hätten sie doch bestimmt Vorhänge« und allen gründlich in die Wohnung geschaut. Ich erinnere mich gut an die entsetzte Reaktion meiner irischen Gesprächspartner, als sie davon erfuhren.

Auf Tagungen habe ich schon neben Gästen gesessen, die ihr Handy mit Sichtschutzfolie beklebt hatten. Diese Folie dunkelt das Display für alle ab, die seitwärts aufs Gerät gucken wollen. Zu denen, die das wollen, gehöre leider auch ich. Mein Höflichkeitsreflex erstreckt sich offenbar nur auf das Vorbeigehen hinter Menschen. Wenn ich auf Veranstaltungen oder in der Bahn neben jemandem sitze, möchte ich wissen, was die Person neben mir macht. Und anders als etwa ein Buch oder ein Magazin, dem man allenfalls entnehmen kann, dass die Nebenperson eine ist, die solche Bücher oder Magazine liest, zeigt so ein Handy- oder Laptopdisplay auch das, was jemand selbst dort hineingeschrieben hat.

Die US-Schauspielerin und Autorin Cornelia Otis Skinner hat 1955 in einem Essay mit dem Titel »Where to Look« das Problem der Blickrichtungen beim Aufzugfahren beschrieben: Wohin guckt man höflicherweise in einem so engen Raum? In einem Aufzug hält man sich nur wenige Minuten auf; selbst mir würde es gelingen, mich kurz zusammenzureißen und

meinen Blick nicht in unhöfliche Richtungen schweifen zu lassen. Aber Veranstaltungen und Zugfahrten sind lang, irgendwann erlahmt meine Selbstbeherrschung. Es wird nicht alles immer schwieriger mit den Blickrichtungen, denn gleichzeitig ist das von Cornelia Otis Skinner beschriebene Problem vollständig gelöst: Natürlich guckt man beim Warten auf den Aufzug und im Aufzug auf das eigene Handy, und sei es nur, um sich zu ärgern, dass es so tief im Inneren des Gebäudes keinen Empfang gibt.

Für die Arbeitswelt, in der man sich nicht immer aussuchen kann, ob Vorgesetzte die Monitore der Mitarbeitenden überblicken können, gab es in den vergangenen Jahren diverse Lösungen. MSOutlookit lässt die – manchmal arbeitsrelevante, öfter zum Privatvergnügen oder zur Prokrastination genutzte – Plattform Reddit aussehen wie das Mailprogramm Microsoft Outlook, MSWorddit tarnt sie als Worddokument. Hardlywork.in lässt Facebook wie eine Excel-Tabelle aussehen. Verschiedene Tools identifizieren näherkommende Vorgesetzte mittels Gesichtserkennung und lösen automatisch einen Wechsel zum Arbeitsdokument aus.

Das alles ist als Nachdenkthema ganz unwichtig, denn am Arbeitsplatz, bei der Arbeit von zu Hause, bei Online-Prüfungssituationen und in vielen anderen Situationen können manche Vorgesetzte sowie viele Softwareanbieter und Plattformbetreiber dank der Überwachungsfunktionen der eingesetzten Software ziemlich genau sehen, was wer gerade an einem Gerät macht. Ich schreibe es auf, um – wie Cornelia Otis Skinner bei den Aufzügen – zu dokumentieren, dass es dieses Blickrichtungs-Unbehagen zu Beginn des

21. Jahrhunderts einmal gab. Glaubt ja sonst später niemand, was für seltsame Sorgen die Leute damals hatten.

27

Vom Ausziehen

Wenn irgendwo im Internet ein neuer sozialer Ort entsteht, dann geht es an diesem Ort anfangs ein paar Sekunden lang ausschließlich um das Anlegen eines öffentlichen Fotoalbums, den Austausch von Links zu interessanten Texten, gemeinsames Singen oder was auch immer im ursprünglichen Businessplan der Plattform steht. Drei bis fünf Minuten später beginnen die Anwesenden, sich über Sexualität und Beziehungsfragen zu unterhalten. Sie zeigen einander Bilder, auf denen ganz oder teilweise nackte Menschen zu sehen sind, sie schreiben Texte, in denen Beziehungsformen, Sexualpraktiken und unbekleidete Körperteile vorkommen.

So geht das ein paar Monate oder Jahre. Aber je erfolgreicher der neue Ort ist, desto kritischer beobachten die Verantwortlichen solches Geschehen. Spätestens wenn die Plattform von einem noch größeren Unternehmen aufgekauft wird, wiederholt sich eine Geschichte, die so alt ist wie das Internet. Sie hat sich in den 1990er Jahren im Usenet, bei AOL und bei Hostinganbietern abgespielt, in den 2000er Jahren auf Blogplattformen, bei Flickr und bei Facebook, in den 2010er Jahren bei Tumblr, YouTube, Instagram, Cloud-Hostinganbietern und parallel dazu bei allen Bezahldiensten. Genau genommen ist die Geschichte sogar viel älter als das Internet, aber dafür reicht der Platz hier nicht.

Der Zyklus der Entsexualisierung von Plattformen

beginnt damit, dass die Aktivitäten von Sexarbeitenden eingeschränkt oder verboten werden. Das geht ganz leicht, weil Sexarbeit keine Lobby hat. Als Nächstes verschwindet alles, was sich unter »Pornografie« fassen lässt. Dieser Begriff taugt leider nicht einmal dann zur Unterscheidung zwischen »das gehört ja wohl zum Natürlichsten und Alltäglichsten überhaupt, es zu verbieten wäre absurd« und »hier passiert etwas Empörendes, das sofort verboten werden muss«, wenn es nur um die allerheterosexuellsten Standardpraktiken geht. Angehörige sexueller Minderheiten müssen in dieser Phase oft feststellen, dass in ihrer Nische alles als verbietenswert und nichts als erhaltenswerter Alltag eingestuft wird.

Es kommt zu Protesten, die nichts bewirken, und etwas später zu einem Exodus. »Dann machen wir halt unsere eigene Plattform!«, verkünden die Vertriebenen und verteilen sich auf verschiedene selbstgegründete Ausweich-Orte. Aber diese Neugründungen sind keine Lösung. Sexuelle Interessen und Orientierungen sind für die, die sie haben, Teil des Alltags. Es kann sinnvoll sein, Teile des Alltags in abgelegene Ecken des Internets zu verschieben, weil sich vielleicht nicht alle Bekannten so sehr für Strickmuster oder das Restaurieren historischer Computerhardware interessieren wie man selbst. Aber die Entscheidung darüber möchte man selbst treffen und nicht von einer Plattform dazu gezwungen werden. Außerdem sind die meisten Protest-Neugründungen kurzlebig. Sie entwickeln sich schon deshalb nicht zum »neuen Tumblr«, »neuen Facebook« oder »neuen Instagram«, weil es generell schwierig ist, einer erfolgreichen Plattform direk-

te Konkurrenz zu machen. Wenn die Hauptthemen dazu noch in den ersten Monaten oder Jahren Trauer über die verlorene Heimat und Beschimpfungen der verantwortlichen Ex-Plattform sind, sinken die Erfolgschancen weiter.

Die eigentliche Alternative zu der Plattform, von der man vertrieben worden ist, entsteht an einem ganz anderen Ort und in einem ganz anderen Format. Die Videoplattform TikTok, auf der es derzeit noch eine blühende »KinkTok«-Abteilung für sexuelle Subkulturen gibt, ist kein Ersatz für Instagram, das kein Ersatz für Facebook oder Tumblr war. Viele Möglichkeiten der alten Plattform gibt es auf der neuen nicht, und nur ein kleiner Teil des Freundeskreises wird sich am neuen Ort wieder zusammenfinden. Dafür können dort neue Dinge passieren, die am alten nicht möglich waren.

In diesem Waschgang drehen wir uns seit Jahrzehnten. Vielleicht verschieben sich die Grenzen dessen, was als verbietenswert gilt, millimeterweise zugunsten eines weiteren und menschenfreundlicheren Begriffs von Sexualität. Vor ein paar Jahren hätte ich noch optimistisch so argumentiert. Jetzt bin ich mir weniger sicher. Es kommt mir genauso denkbar vor, dass die Plattformen ihre Grenzen langfristig zugunsten eines eng gefassten Konzepts von »Familienfreundlichkeit« verschieben. Immerhin scheint nicht nur auf das Heranschwappen der Säuberungswelle Verlass zu sein, sondern auch auf die Entstehung von neuen Orten, an denen man der Tatsache, dass Sexualität existiert, aufgeschlossener begegnet. Wenigstens vorübergehend.

28

Unaufgeregt

Es stand in diversen Zeitungsrezensionen, es steht hinten auf manchen meiner Bücher, es steht in Blogs: An vielen Orten kann man nachlesen, dass meine Texte unaufgeregt sind, »angenehm unaufgeregt« und »wohltuend unaufgeregt« sogar. Ich habe das lange mit Wohlgefallen gesehen. Es klingt einfach cooler als »Passig analysiert das Phänomen auf gewohnt schrille und hysterische Weise«. Aber so langsam regt mich das Lob meiner Unaufgeregtheit ein bisschen auf.

Unaufgeregtheit kann kein allgemeines Kompliment sein, das merkt man, wenn man es an Extremfällen ausprobiert: Bei Gewalt in der Partnerschaft gilt es nicht als lobenswert, unaufgeregt zu berichten, es käme ja gar nicht jeden Tag vor und durch irgendwelche eigenen Fehler werde man die Schläge wahrscheinlich schon auch ein bisschen provoziert haben. Ein in den vergangenen fünf Jahren im Internet viel verwendetes Bild zeigt einen Hund, der mitten in einem Zimmerbrand vor seiner Kaffeetasse sitzt, mit dem Text »THIS IS FINE«. Es handelt nicht davon, dass der Hund für seine besonnene Reaktion zu loben ist. Traditionell kommt es als Kommentar zum Einsatz, wenn sich jemand durch besonders gründliche Realitätsverweigerung hervortut.

Meine Unzufriedenheit mit dem Begriff hat drei Komponenten. Wenn ich ein Phänomen unaufgeregt beschreibe, dann habe ich es in seltenen Fällen wirklich durchdacht und bin zu dem begründeten Schluss

gekommen, dass man sich deshalb keine Sorgen machen muss. Meistens will ich aber unabhängig von der Faktenlage einfach nicht, dass es Grund zur Aufregung geben soll. Daran zu glauben fällt mir leicht. Ich bin privilegiert genug, bei den meisten Veränderungen anzunehmen, dass sich dadurch für mich nichts verschlechtern wird. Wenn man ein Gewitter aus dem Fenster eines Hauses mit Blitzableiter ansieht, kann man es schon mal für ein interessantes ästhetisches Phänomen halten.

Das zweite Problem mit der Unaufgeregtheit hat mit den beiden Begriffen zu tun, die ich im ersten Absatz als Beispiele für die entgegengesetzte Haltung verwendet habe: »schrill« und »hysterisch«. Es sind beides Begriffe, die oft im Zusammenhang mit Frauen vorkommen. Wer sich aufregt, ist emotional, wahrscheinlich eine Frau, und hat unrecht. Rationale Argumente, so der Mythos, erkennt man daran, dass sie ruhig und mit tiefer Stimme vorgetragen werden, obwohl jeden Tag im Bundestag und vor Fernsehkameras Menschen ruhig und mit tiefer Stimme Dinge vortragen, die nicht die Spur eines Arguments enthalten. Die Aufgeregtheit zu kritisieren und die Unaufgeregtheit zu loben, könnte daher, um es mal unaufgeregt zu sagen, mindestens ein ganz kleines bisschen frauenfeindlich sein, rein theoretisch natürlich nur. Das könnte ebenfalls rein theoretisch auch dann der Fall sein, wenn man mit diesem Wort eine Frau, also zum Beispiel mich, lobt. Frauen dafür zu loben, dass sie sich nicht so aufgeregt und emotional verhalten wie andere Frauen, macht leider insgesamt alles nur noch schlimmer. Wenn Sie mehr darüber erfahren

wollen, können Sie die Details bei anderen Autorinnen nachlesen. Wie ich höre, geht es darum zum Beispiel in den Büchern von Kate Manne. Genauer weiß ich es nicht, weil ich mich immer schon auf den ersten Seiten so aufrege, wenn ich versuche, ein Buch darüber zu lesen.

Die dritte Komponente meiner Unzufriedenheit ist vergleichsweise harmlos: Auch diejenigen, die meine Texte unaufgeregt nennen, wünschen sich, dass ich recht habe und es keinen Grund zur Aufregung gibt. Das ist absolut verständlich und nur ein bisschen schade, weil es gleichzeitig die Texte aller Leute abwertet, die sich mehr aufregen als ich.

Ich möchte das Leben derer, die diesen Text lesen, nicht durch Aufregeforderungen schwerer machen, als es sowieso schon ist. Pandemie, Klimakatastrophe, Rechtsradikale in Politik und Polizei, die ganz offizielle europäische Politik, Tausende im Mittelmeer ertrinken zu lassen – wahrscheinlich ist Ihre Kapazität für absolut berechtigte Aufregung seit Jahren am Limit. Ich will gar nichts weiter von Ihnen. Ich wünsche mir nur, dass »unaufgeregt« nicht als Kompliment verwendet wird. Außer vielleicht für Hunde, wenn es ihnen gelingt, ganz still und ruhig vor einem Tisch in einem überhaupt nicht brennenden Haus zu sitzen.

29

Das schöne Internet von früher

Früher war das Internet noch schön, heute ist es heruntergekommen, ein Schatten seiner früheren Pracht, kein Ort der Utopien mehr, sondern eine große Müllhalde. Wenn Sie jetzt zustimmend nicken, gehören Sie zur Zielgruppe dieser Kolumne.

Immer wenn ich diese Aussage höre, versuche ich herauszufinden, ab wann es eigentlich bergab ging mit dem Internet. Die Antworten sind ganz unterschiedlich. Eine Twitterdiskussion im Herbst 2019 beginnt mit einer Erinnerung von Simon Sarris: »Als ich jung war, war es ganz leicht, über das seltsame Internet zu stolpern. Foren voller brillanter und sonderbarer Leute, die sinnvolle oder interessante Diskussionen führten. Wenn man mitgemacht hat, konnte man von ihnen lernen, vielleicht Freunde fürs Leben finden.« (Sie müssen Sarris und die im Folgenden zitierten Personen nicht kennen, ihre Berufe tun gerade nichts zur Sache.) Sarris präzisiert in einem späteren Tweet, dass dieses Internet ab 2005 kränkelte und 2010 fast tot war. Kommentierende geben andere Zeiträume an: »bis 2014« oder »im Usenet ab 1984 bis in die frühen 90er Jahre«. Lawrence Lessig sehnt sich 1999 in seinem Buch »Code« nach der Zeit der Community »The WELL« zurück und meint damit 1985 bis wahrscheinlich etwa 1994. Allucquére Rosanne Stone kommentiert in einem Essay von 1991: »Für die elektronische virtuelle Gemeinschaft war das Zeitalter der Überwachung und der sozialen Kontrolle angebrochen«. Stone spricht von

Ereignissen aus dem Jahr 1982.

Theoretisch könnte es sein, dass wirklich ein Teil nach dem anderen vom einstmals herrlichen Internet abbröckelt wie von einer verfallenden Kathedrale: Eine Generation vermisst die Glasfenster, die nächste kennt die Fenster schon gar nicht mehr und bedauert den Verlust der Türme und so weiter. Jede dieser Klagen wäre berechtigt und am Ende bliebe nur ein von Gras überwucherter Steinhügel. Aber es ist ja nicht mal vom selben Gebäude die Rede. Die Klage handelt vom ganzen Internet, von sozialen Netzwerken, von Instagram, von einer bestimmten Gruppe in einem bestimmten Spiel oder von einer allgemeinen, gerade verschwindenden Kompetenz.

Es herrscht keine Einigkeit darüber, seit wann »das Internet« oder soziale Netzwerke oder einzelne Plattformen oder Fähigkeiten defekt sind. Es herrscht auch keine Einigkeit darüber, *was* defekt ist. »Früher war noch nicht alles so kompliziert«, sagen die einen, »man konnte an einem Nachmittag herausfinden, wie man eine Webseite baut.« »Früher war noch nicht alles so infantil«, sagen die anderen, »man musste die Technik noch verstehen und hat sie nicht nur stumpfsinnig benutzt, so wie heute.« »Früher konnte man noch unüberwacht und frei sein im Internet«, sagen die einen. »Früher war noch nicht alles voll mit anonymen Trollen«, sagen die anderen. »Früher war noch nicht alles so fragmentiert«, sagen die einen. »Früher war man unter sich und konnte zivilisiert diskutieren und wurde nicht immer und überall von Leuten mit absurden Meinungen überrannt« die anderen. Die Vorwürfe schließen sich gegenseitig aus und stimmen doch alle, ge-

nau wie ihr Gegenteil, weil es sich um viele verschiedene Entwicklungen handelt, von denen keine linear verläuft.

Warum ist die Erzählung vom defekten Internet trotzdem so beliebt? Ich glaube nicht, dass sie sich durch allgemeine Vergesslichkeit erklären lässt. Vergesslichkeit kann ja sowohl zu dem Glauben führen, dass früher alles schlechter war, als auch zu dem Glauben, dass früher alles besser war. Auch von der Welt um das Internet herum meinen viele, sie sei früher besser gewesen, und diese Ansicht ist immerhin ein bisschen erforscht: »Die Welt war früher ein besserer Ort«, sagt in Deutschland die Hälfte aller Menschen, die jünger als 25 sind, aber zwei Drittel derjenigen im Altersbereich 56 bis 65, laut einer Bertelsmann-Umfrage aus dem Jahr 2018. Was dieses »früher« bedeutet, ist ebenfalls altersabhängig. In einer Umfrage für Yougov im Juni 2019 sagen die meisten Leute zwischen 30 und 40, dass es in den 1990ern besser war als heute. Unter den Älteren, die in ihren 60ern sind, glaubt fast die Hälfte an ein schöneres Leben in den 1960er Jahren. Die Sehnsucht nach früher ist oft eine Sehnsucht nach der eigenen Jugend.

Wobei Jugend nicht unbedingt bedeutet, dass man 25 ist und keine Probleme mit den Bandscheiben hat. Die Internetnostalgie handelt von Phasen, in denen die betreffende Person einen neuen Ort entdeckt und dort neue Freundschaften geschlossen hat. Außerhalb des Internets passiert das in der Jugend häufiger als später. Im Internet kann man am Aufblühen neuer Freundeskreise in jedem Lebensalter teilhaben, auch wenn man ansonsten seit Jahren nur dem Paketboten begegnet.

Die Nostalgie bezieht sich dann auf den Zeitpunkt, zu dem das zum letzten Mal passiert ist.

Das alles bedeutet, dass wir uns an der Gegenwart erfreuen sollten. In einer einstelligen Anzahl von Jahren wird auf Veranstaltungen, in Zeitungstexten und im Internet das gute, idyllische Internet von 2021 gelobt werden.

30

Barbaren, Horden, Massen, Fluten

Vergangene Woche ging es in dieser Kolumne um Internetnostalgie. Das Problem mit dem Glauben, es sei dort früher alles viel idyllischer gewesen, ist aber nicht nur, dass das nicht stimmt. Das Früher, nach dem sich viele zurücksehnen, ist eines, in dem »die ungewaschenen Massen« noch nicht da waren.

Die vorige Woche erwähnte Pionierin Allucquére Rosanne Stone zitiert in ihrem Bericht über das Ende ihrer ersten Internetgemeinschaft ein Mitglied des Projekts: »Die Barbarenhorden haben uns niedergemäht.« Das war im Jahr 1982. Am Wortgebrauch hat sich seitdem nichts geändert. Bis heute geht es um Barbaren, Horden, Massen und Fluten, die die Kultur in einem Projekt, auf einer Plattform oder im gesamten Internet zertrampeln und zerstören.

In den ersten Jahrzehnten bestanden »die Horden« noch aus denen, die bis dahin gar keinen Zugang zum Internet gehabt hatten. Bis vor etwa zehn Jahren hätte man deshalb noch annehmen können, dass diese Form der Kritik verschwinden würde, wenn näherungsweise alle den Weg ins Internet gefunden haben. Und mit »hätte man annehmen können« meine ich: Ich habe das geglaubt.

Stattdessen hat sich die Kritik verschoben: Die Horden sind jetzt die Bewohner anderer Plattformen oder die Angehörigen anderer Altersgruppen: »Bevor die Horden von Facebookern und YouTubern Twitter entdeckten und bevor die Horden von Eltern Facebook

entdeckten, da war der Sweet Spot«, also die beste Zeit. Das schreibt Sebastian Baumer im Juli 2021 bei Twitter über den Punkt, an dem für ihn das idyllische Internet von früher endete, »so 2011/2012«. Früher war das Draußen, aus dem die Horden stammten, außerhalb des Internets. Jetzt liegt es außerhalb einer bestimmten Plattform oder Gruppe. Ansonsten hat sich nichts geändert.

In der Hordenkritik ist oft zu lesen, dass die Neuen alles falsch machen, sich schlecht benehmen, die etablierten Gebräuche der Alteingesessenen ignorieren. Weil es zu viele oder zu viele auf einmal sind, ist es unmöglich, sie alle beiseitezunehmen und ihnen zu erklären, wie der Hase läuft. Aber was für ein Hase soll das sein, wenn von ganz Twitter und ganz Facebook die Rede ist? Eine Kultur, an der 2011/2012 knapp eine Milliarde Menschen beteiligt waren, geht zugrunde, weil sie danach weiter wuchs und die Neuen nicht ausreichend über die lokalen Sitten informiert werden konnten? Eher nicht.

Ich war schon einige Male Teil der Horden. 1994, das Jahr, in dem ich die ersten Schritte im Internet gemacht habe, gilt denjenigen, die zwanzig Jahre, zehn Jahre oder auch nur ein Jahr früher dran waren, als Wendepunkt: In diesem Jahr sind die Horden dazugekommen, die ihren Internetzugang nicht über eine Universität erhielten, sondern dafür bezahlten. Seitdem geht es bergab. Aus meiner Perspektive ging es natürlich seitdem nicht bergab, sondern bergauf. Wer jemals etwas im Internet zusammen mit anderen Menschen gestaltet hat, hat wahrscheinlich öfter zu den Horden gehört als zu denen, die sich überrannt fühlen. Unser

Hinzustoßen bedeutet, dass eine bis dahin existierende Gemeinschaft vielfältiger und wahrscheinlich auch zugänglicher geworden ist. Die Horden, das sind wir selbst.

Die Internetidylle von früher ist eine biografisch bedingte Illusion. Entweder war man ein besser gelaunter Mensch in einer anderen Lebensphase. Oder man war damals schon so grimmig wie heute, aber rückblickend sieht trotzdem alles schöner aus. Die Erklärungen, was sich an einem Ort konkret verschlechtert haben soll, sind nachträgliche Konstruktionen. Diese Umdeutung ist ein harmloses Privatvergnügen. Aber wenn die erfundene Begründung ausgerechnet »Einwandernde Horden haben alles zerstört« lautet, ist das ein Problem.

In der traditionellen Politik ist klar, welcher Partei man nahesteht, wenn man der Meinung ist, dass alles besser war, als »wir« noch »unter uns« waren, bevor wir von »den Horden überrannt« wurden. Im Zusammenhang mit dem Internet wird diese Meinung auf allen Seiten des politischen Spektrums geäußert. Wenn man gerne Dinge wie »das Boot ist voll«, »Einwanderung in die Sozialsysteme« oder »deutsche Werte« sagt, dann ist es nur konsequent, auch im Internet die Einwanderung zerstörerischer Horden als Ursache für alles Schlechte zu sehen. Aber wer das nicht tut und der Meinung ist, dass das Zusammenleben mit unterschiedlichen Menschen Vorteile mit sich bringt oder wenigstens nicht automatisch schädlich ist, muss begründen, warum das im Netz ganz anders sein soll als draußen.

31

Dunkle Kontinente

Vor nicht langer Zeit konnte man über Afrika reden und schreiben, als sei es ein einziges Land, bewohnt von »Eingeborenen«, die dort primitive, naive Kunst schaffen, sich von ihren Gefühlen leiten lassen und viel Krieg führen (wegen der Gefühle wahrscheinlich). Diese Zeiten sind nicht so vorbei, wie sie sein sollten. Aber wenigstens ist etwas bekannter als früher, dass es so nicht geht. Solche Aussagen finden sich jetzt seltener in der Wissenschaft, in der Museumsarbeit und in der Zeitung.

Jedenfalls, so lange es um Afrika geht und nicht zum Beispiel um Instagram. Oder Facebook. Oder »Social Media«. Bei diesen Themen ist es bis heute ganz normal, so zu tun, als machten die zwei bis drei Milliarden Menschen, die Facebook nutzen, oder die eine Milliarde bei Instagram alle irgendwie dasselbe auf ihrem jeweiligen Riesenkontinent.

Immerhin ist nicht mehr von Affen die Rede. Der Autor Andrew Keen war meines Wissens der letzte, der in seinem Buch »Die Stunde der Stümper« 2007 diesen Vergleich gezogen hat: »Millionen und Abermillionen übermütiger Affen, von denen viele nicht mehr Talent haben als unsere Primaten-Verwandtschaft, produzieren einen endlosen digitalen Dschungel der Mittelmäßigkeit.« Davon abgesehen sind alle Merkmale des Berichtens über ferne dunkle Kontinente noch da.

Veröffentlichungen in dieser Tradition erkennt man zum einen an Formulierungen wie »Facebook & Co«.

Schon »bei Facebook« ist in den meisten Fällen so falsch wie »in Afrika« oder »in Indien«. Wirft man Facebook noch zusätzlich mit anderen Plattformen zusammen, sinkt der Erkenntnisgewinn weiter.

Ein weiterer Hinweis ist das Fehlen von Namen. Die Menschen am beschriebenen Ort im Internet sind nichts anderes als eine formlose Masse. Wie in den Fake-Reportagen von Claas Relotius im »Spiegel« sind solche Reportagen so angelegt, dass ihre Objekte weit weg sind, möglichst nichts davon mitbekommen und auch nicht dagegen protestieren können. Falls sie es doch tun, dann unter ihresgleichen und nicht dort, wo das Ergebnis der Forschungsreise abgedruckt oder vorgetragen wird.

Wer aus dem fernen Land berichtet, braucht die Namen der Einheimischen weder zu kennen noch zu nennen. Das ist auch dann so, wenn diese Namen nicht »rainbowpony2000« lauten würden, sondern von Personen die Rede ist, die unter ihrem vollständigen, eigenen Namen auf der Plattform aktiv sind. Der Literaturwissenschaftler Johannes Franzen hat im November 2020 im Onlinefeuilleton 54books.de über »Die Fiktion der gesichtslosen Meute« am Beispiel von Twitter geschrieben: »Es gibt nämlich, gerade im deutschsprachigen Feuilleton, eine Tendenz, die Vorstellung der rasenden Meute auf Twitter immer wieder und wieder zu reproduzieren. Das gelingt vor allem dadurch, dass man sehr unkonkret bleibt, und die etablierten Regeln des Zitierens, die man bei jedem anderen Thema selbstverständlich einhalten würde, nicht beachtet.« So bleibt es auch dann, wenn die Zitierten den Zitierenden eigentlich bekannt sein müssten: »Direkt zitiert

wird unter anderem [der Journalist] Georg Diez, der, da er sich auf Twitter äußert, offenbar das Recht darauf verwirkt hat, mit Namen erwähnt zu werden.« Vortragende machen sich, wenn sie einmal Namen nennen, nicht immer die Mühe, vorher herauszufinden, wie man diese Namen ausspricht.

Diese namenlose Masse geht gemeinsam schlichten, emotionalen Bräuchen nach: Sie klickt gedankenlos auf Like, produziert Bilder, Gedichte und Videos anstatt rationale Analysen in Textform, und ständig herrscht irgendwo ein unverständlicher Krieg. Außerdem ist alles unseriös bunt.

In einem Punkt hinkt der Vergleich mit alten Reiseberichten vom afrikanischen Kontinent: Diese Äußerungen über das Internet handeln oft von Menschen, die weiß, reich und eigentlich in jeder Hinsicht genau wie die Berichtenden selbst sind – abgesehen davon, dass sie sich eben an einem bestimmten Ort im Internet aufhalten.

Es ist noch etwas ungeschickter, sich so über Menschen zu äußern, deren Status niedriger ist als der eigene. Aber wachsende Kritik am fehlenden Feingefühl ist nicht der Hauptgrund, aus dem man beim Sprechen über Kontinente und Länder von dieser Form der Berichterstattung abkommt. Der Erkenntnisgewinn ist einfach zu gering. Wenn man die eigene Kultur für natürlich überlegen hält, wenn man die Menschen, die man beschreibt, als Objekte ohne eigene Stimme ansieht, wird man auch nicht viel herausfinden über die Welt, die man angeblich erforscht. Alles, was dabei herauskommt, sind schillernde Reportagen für die Zuhausegebliebenen, voll mit monströsen Gestalten, die sich

beim Schlafen mit ihren eigenen Ohren zudecken.

32

Aussterben und Umdenken

Eine oft zitierte Stelle aus der »Wissenschaftlichen Selbstbiographie« des Physikers Max Planck lautet: »Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist.« Aus diesem Zitat kann man herauslesen, dass Wahrheiten sich von allein durchsetzen, wenn man nur lange genug abwartet. Das sind gleich zwei gute Nachrichten: Erstens siegt am Ende die Wahrheit, und zweitens muss man gar nichts dafür tun. Eventuell ist Plancks Aussage deshalb so beliebt.

Planck war weder der Einzige noch der Erste, der die Meinung vertrat, dass Ältere in der Wissenschaft neuen Ideen im Weg stehen. Der Philosoph David Hull listet in seinem Buch »Science as a Process« viele weitere Wissenschaftler auf, die diese Beobachtung gemacht haben, darunter Charles Darwin im 19. und der Chemiker Lavoisier im 18. Jahrhundert. Ironischerweise sind diese Aussagen gerade nicht auf dem wissenschaftlichen Weg zustandegekommen. Sie beruhen auf anekdotischen Eindrücken. Gegenbeispiele, in denen jemand in vorgerücktem Alter eine neue Idee akzeptiert, lassen sich genauso leicht finden.

Wenn man die Frage ernsthaft erforschen will, darf man also keine Einzelfälle betrachten, sondern muss

zum Beispiel so vorgehen wie die Forscher, die Plancks These in den 1970er Jahren am Beispiel der Reaktion möglichst vieler britischer Naturwissenschaftler auf Darwins Evolutionstheorie untersuchten (Hull, Tessner und Diamond: »Planck's Principle«). Das Durchschnittsalter derer, die die neue Theorie innerhalb der ersten zehn Jahre akzeptierten, lag bei 40. Diejenigen, die damit länger als zehn Jahre warteten, waren im Schnitt 48. Das scheint erst mal für Plancks These zu sprechen. Bei näherem Hinsehen ist es komplizierter: Innerhalb der ersten zehn Jahre nach Veröffentlichung der »Entstehung der Arten« gibt es gar keinen Alterseffekt. Außerdem liegen ausgerechnet die jüngsten Wissenschaftler mit ihrem Widerwillen gegen die neue Theorie an dritter Stelle. Am aufgeschlossensten zeigten sich die mittleren Altersgruppen.

Plancks Aussage handelt von wissenschaftlichen Revolutionen, und Darwins Evolutionstheorie gehört in diese Kategorie. Aber vielleicht stimmt die These ja für die alltäglicheren Fortschritte der Forschung? 2019 haben sich drei US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler der Frage mit einer bibliometrischen Analyse gewidmet, die unter dem schönen Titel »Does Science Advance One Funeral at a Time?« erschienen ist. Google Translate übersetzt »Fördert die Wissenschaft eine Beerdigung nach der anderen?«, eigentlich gemeint ist aber ungefähr »Wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt durch Beerdigungen?«, also die Frage, ob das Wegsterben von älteren Forschenden wirklich die Wissenschaft voranbringt. In der Studie geht es darum, wie sich der Tod von noch aktiven, wichtigen Personen in der Biomedizin auf das weitere Geschehen im

Fach auswirkt. Ergebnis: Forschende, die nie mit den Verstorbenen zusammengearbeitet hatten, veröffentlichen in der Folge mehr und erhalten mehr Fördermittel. Was die Ursachen angeht, schreiben die Autoren vorsichtig: »Es scheint nicht so zu sein, dass Stars ihren Einfluss auf finanzielle oder redaktionelle Ressourcen nutzen, um den Zugang zu ihren Forschungsbereichen zu blockieren, sondern dass die bloße Aussicht, eine Koryphäe auf dem eigenen Gebiet herauszufordern, auf Außenstehende abschreckend wirkt.«

Der Effekt ist in beiden Studien nicht sehr stark ausgeprägt. Er erklärt etwa zehn Prozent des Geschehens. Den Rest der Zeit findet Erkenntnisfortschritt nicht durch Sterben statt, sondern durch Umdenken. Außerdem handeln beide Studien genau wie Plancks ursprüngliche Aussage von Wissenschaft. Der gleiche Gedanke taucht aber oft im Alltag auf, etwa im Zusammenhang mit den Wahlergebnissen in unterschiedlichen Altersgruppen oder mit der Corona-Pandemie. Und das ist ein Problem, denn von »Die Andersdenkenden müssen einfach erst alle wegsterben, damit wir vorankommen« ist es nur ein kleiner Schritt zum Gedanken »Hoffentlich sterben die möglichst bald weg«. Menschen können umdenken, sie tun es manchmal auch noch im hohen Alter. Selbst wenn die anderen ihre Meinung nicht ändern, ist es zynisch und menschenfeindlich, auf ihr Wegsterben zu hoffen, anstatt darüber nachzudenken, wie man bis dahin trotz der Meinungsverschiedenheiten zusammenleben oder -arbeiten könnte.

33

Kontakte mit Gleichgesinnten

Im Jahr 2004 kam die »Logstoff«-Tasche auf den Markt, eine »Tasche für Kontakte mit Gleichgesinnten«, wie die »Mitteldeutsche Zeitung« damals berichtete. Auf der Tasche stand eine individuelle Mailadresse aus Zufallssilben, so ähnlich wie »fibidibap@logstoff.com«. »Wer auf der Straße eine der Taschen sieht und den Besitzer kennenlernen möchte, muss sich die Mail-Adresse merken und kann sie dann entweder über die Website der Firma aufrufen oder direkt Kontakt aufnehmen. In einem Passwort-geschützten Bereich der Seite können sich die Taschenbesitzer zudem ein eigenes Profil anlegen lassen, sich in Foren austauschen und neue Kontakte knüpfen.« In welcher Hinsicht die Besitzerinnen und Besitzer dieser Taschen »gleichgesinnt« gewesen sein könnten, bleibt unerklärt: Interesse an Taschenbesitz? Interesse an Zufallskontakten?

Das Versprechen der Kontaktherstellung war damals attraktiver als heute. Die Zeit, in der es schwierig gewesen war, »Kontakte mit Gleichgesinnten« welcher Art auch immer zu knüpfen, lag für die 55 Prozent der Bevölkerung, die Zugang zum Internet hatten, erst wenige Jahre zurück. Ich erinnere mich leider nicht, wie ich damals auf die Logstoff-Werbung reagiert habe. Heute würde ich sagen: »Wer will Mails von irgendwelchen fremden Gestalten bekommen, die einen in der U-Bahn gesehen haben? Mündliche Belästigung ist schon blöd genug, noch mehr Optionen

für ungebetene Kontaktaufnahme braucht die Welt nicht.« Das hat ein bisschen damit zu tun, dass E-Mail seit gut zehn Jahren nicht mehr der Kanal ist, auf dem mich interessante Nachrichten erreichen. Per E-Mail kommen Rechnungen und Spam. Vor allem aber weiß ich jetzt mehr als früher darüber, welches Ausmaß sexuelle Belästigung, Hassnachrichten und Drohungen annehmen können, selbst wenn man der Welt noch nicht mal irgendeinen besonderen Vorwand dafür geliefert hat. Zur Zeit der Logstoff-Tasche wusste ich, dass Belästigung und Trollerei existieren, denn selten waren sie schon damals nicht. Ich hielt das Problem aber für überschau- und lösbar.

Aus heutiger Sicht wirkt das naiv, aber ich war mit meinem Unwissen nicht allein und auch nicht die Letzte, die nichts begriffen hatte. Bis heute kommen neue Apps, Plattformen und Spiele mit der Möglichkeit zur ungebetenen und unabstellbaren Kontaktaufnahme auf den Markt.

Es gibt Unternehmen, die etwas mehr mitdenken. Eventuell sind es die, in deren Entwicklungsabteilungen auch Menschen mitarbeiten, die sexuelle Belästigung und Hassnachrichten aus eigener Anschauung kennen, und zwar empfangsseitig. Eine einfache und deshalb oft gewählte Lösung ist es dann, jegliche Kommunikation zu unterbinden. Im VR-Spiel *Beat Saber* kann man im Multiplayer-Modus die anderen Anwesenden zwar sehen, ihnen aber nur zuwinken, obwohl alle ein Mikro und Kopfhörer tragen. Im 2016 gestarteten Spiel *Pokémon Go* gibt es keine Möglichkeit für die Spielenden, untereinander Kontakt aufzunehmen. Man kann mit anderen Freundschaft schließen und

virtuelle Geschenke verschicken, aber weder reden noch Nachrichten schreiben. Das ist unpraktisch, weil man sich für manche Aspekte des Spiels mit anderen verabreden muss. Aber es ist Sache der Spielenden, sich zu diesem Zweck andere Kanäle zu suchen. So müssen sich nur die Entwicklungsteams von WhatsApp, Facebook oder Telegram mit dem Management übergriffiger Nachrichten herumschlagen.

Kommunikation sickert wie Wasser durch die kleinste Ritze, und es ist gar nicht so leicht für Unternehmen, ihre Systeme abzudichten. Im Scrabble-Klon »Wordfeud« kann man sich einen Penis als Profilbild geben und Zufallsgegnerinnen zum Spiel auffordern. Erst nach der Einwilligung wird das Profilbild sichtbar. Wer sich darauf eingelassen hat, steht dann vor der Wahl, das Spiel unter Punkteverlust aufzugeben oder 72 Stunden lang den Penis anzusehen.

Wenn mir vor zwanzig Jahren jemand gesagt hätte, dass es in naher Zukunft Spiele geben würde, in die absichtlich keine Kontaktfunktionen eingebaut werden, obwohl das technisch kein Problem mehr darstellt – ich weiß nicht, ob ich es geglaubt hätte. Wahrscheinlich hätte ich lange gerätselt, was der Grund für so eine Entscheidung sein könnte.

Es ist unwahrscheinlich, dass der aktuelle Zustand schon den Endzustand darstellt. Wird das Problem in zwanzig Jahren immer noch durch das Unterbinden sämtlicher Gespräche gelöst werden? Oder ist die Gegenwart nur eine Zwischenphase, in der uns nichts Besseres einfällt, und irgendwann geht es dann doch? Vielleicht tauchen auch neue, noch attraktivere Belästigungskanäle auf, und an den derzeitigen

digitalen Konfliktschauplätzen herrscht dann endlich Frieden. Gelegentlich kommt das vor. Stöhnanrufe sind jedenfalls weitgehend ausgestorben.

34

Aber die Kinder!

Die Videoplattform TikTok gibt es in der heutigen Form seit 2018. Ebenso lange gibt es Zeitungsberichte darüber, auf welche Arten TikTok Kinder und Jugendliche gefährde. Die Vorwürfe sind nicht neu, es sind dieselben, wie sie seit Mitte der Nullerjahre über YouTube zu lesen waren: Pornografie, riskante Mutproben, schlechte Ideen generell. Der Kommunikationswissenschaftler Gabriel Weimann und Natalie Masri vom »International Institute for Counter-Terrorism« veröffentlichten 2020 ein Papier über Extremismus bei TikTok. Darin geben sie zu, dass ähnliche Bedenken schon über andere Plattformen geäußert worden sind. Die TikTok-Nutzenden seien aber zum einen fast ausschließlich kleine Kinder und damit besonders leichtgläubig. Zum anderen sei die Plattform noch ganz neu und man habe daher noch nicht so viel Zeit gehabt, über schädliche Inhalte nachzudenken.

Der zweite Punkt ist nicht besonders überzeugend, weil jüngere Plattformen eigentlich im Vorteil sind. Theoretisch könnten sie aus den Erfahrungen der anderen lernen und bessere Vorkehrungen treffen. Für die »fast ausschließlich kleine Kinder«-Aussage fehlen Belege. In Wirklichkeit ist die Hälfte aller TikTok-Nutzenden über 30. Das Papier ist davon abgesehen interessant und enthält gute Gründe für eine kritische Auseinandersetzung mit TikTok. Trotzdem haben sich die Forschenden für den »Aber die Kinder«-Ansatz entschieden. Er ist so beliebt oder unbeliebt, dass er

sogar seinen eigenen Wikipediaeintrag hat: »Think of the children«, der das Kinder-Argument als rhetorische Taktik und logischen Trugschluss behandelt. Trotzdem sind wahrscheinlich nicht hundert Prozent aller »Aber die Kinder!«-Äußerungen nur rhetorische Manöver. Ab und zu muss es rechtmäßige Anlässe für ihren Einsatz geben. Drei Punkte können das Argument überzeugender machen.

Der erste: Es ist ein gutes Zeichen, wenn durch die geforderte Veränderung nicht nur andere in ihrer Lebensweise eingeschränkt werden sollen. Die so argumentierende Person besitzt also zum Beispiel ein Auto und fordert trotzdem Tempo 30 vor der eigenen Haustür. Das heißt nicht, dass Menschen ohne Auto sich nicht für Tempo 30 einsetzen dürfen und schon gar nicht, dass man sich generell nur für Veränderungen einsetzen soll, die einen selbst betreffen. Keines der Anzeichen für ein ehrlich gemeintes Kinder-Argument kann für sich allein stehen. Aber je mehr von ihnen gemeinsam auftreten, desto wahrscheinlicher ist es, dass hier jemand nicht nur die eigenen Interessen als Kinderfreundlichkeit verkleidet.

Zweitens: Das Kinder-Argument wirkt glaubhafter, wenn man sich in mehr als nur diesem einen Lebensbereich für die Interessen von Kindern einsetzt. Wer das bei anderen Themen – Verkehrsunfälle, Kinderarmut, Schulsystem – noch nie getan hat, braucht das originalverpackte Kinder-Argument nicht herauszuholen, um TikTok zu kritisieren.

Punkt drei: Das Argument handelt am besten von Erscheinungen, die nicht ganz neu sind. Es gibt ausreichend bekannte Probleme, unter denen Kinder leiden

und gegen die man sich engagieren könnte. Legt man Kinderbesorgnis stattdessen bei einer Entwicklung an den Tag, die ganz neu ist, geht es wahrscheinlich nicht um Kinder, sondern um Abneigung gegen Veränderungen.

Ein undigitales Beispiel: die Bubble-Tea-Panik von 2012. Bubble Tea, ein Getränk auf Teebasis mit glibberigen Perlen aus Speisestärke, wird in Taiwan seit 40 Jahren verkauft. Ab 2009 verbreiteten sich Bubble-Tea-Shops auch im deutschsprachigen Raum. 2012 erschien eine Serie von Medienberichten über Gesundheitsgefahren für Kinder - die Behauptung, das Getränk sei krebserregend, erwies sich später als Falschmeldung. Der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte warnte, theoretisch könnten Kleinkinder die Stärkeperlen einatmen. Die Medizindatenbank PubMed verzeichnet keinen solchen Fall, der Berufsverband warnt auch nicht vor dem Konsum von Erbsen. Dass der Zuckergehalt vieler Bubble-Teas ungesund hoch ist, stimmt – so hoch wie in anderen Softdrinks. In der Folge der Berichterstattung verschwand ein Großteil der neu eröffneten Läden wieder. Es ging nicht um Kinder oder Gesundheitsgefahren, sondern darum, dass Bubble Tea neu war und störende neue Innenstadt-Erscheinungen mit sich brachte.

Es gibt Umstände, die Kinder und Jugendliche gefährden. Es ist sinnvoll, darauf hinzuweisen. Aber wenn man mit diesem Argument besonders gern gegen Dinge protestiert, die ganz neu sind und mit denen man persönlich sowieso nichts zu tun haben möchte, verringert das die Glaubwürdigkeit. Man sieht dann

aus wie jemand, der nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene für besonders naiv und leichtgläubig hält.

35

Extinction Timeline

Ich habe, wie in dieser Kolumne schon beschrieben, mehr als einmal unrecht gehabt mit meinen Vorhersagen, dass irgendwas bald aussterben wird. Noch öfter hatte ich in Gedanken unrecht und bin nur nicht dazu gekommen, diese Gedanken in Textform zu bringen. Aber wenigstens bin ich mit dem Problem nicht allein. Die Trendforscher Ross Dawson und Richard Watson veröffentlichten 2007 ihre »Extinction Timeline 1950–2050« - eine Grafik, die insgesamt 200 bis zu diesem Zeitpunkt ausgestorbene oder aussterbende Gegenstände und Praktiken verzeichnet. Gerade verschwunden waren »normales Wetter«, »öffentliche Intellektuelle«, »Lochkarten« und »Holzspielzeug«.

Der ehemalige Herausgeber der Computer-Zeitschrift »Wired«, Kevin Kelly, hat 2006 in seinem Blog die These aufgestellt, dass noch nie eine Technologie weltweit wieder ausgestorben ist. Gemeinsam mit seinen Leserinnen und Lesern suchte er im Laufe der nächsten Jahre nach Gegenbeispielen – erfolglos: Von der Pfeilspitze aus Feuerstein bis zum Ringkernspeicher wird alles noch irgendwo auf der Welt neu hergestellt, entweder von Fans oder für bestimmte Spezialmärkte. Dawson und Watson sichern sich gegen solche Einwände ab, indem sie »Aussterben« nicht als restloses Verschwinden definieren, sondern nur als »nach diesem Datum kein signifikantes Vorkommen mehr«.

Wenn man es so sieht, sind ein oder zwei ihrer Prognosen 14 Jahre später wirklich eingetroffen: Vi-

deotheken sollten 2013 verschwinden, und das kommt wohl ungefähr hin. Das Aussterben des Blackberry, eines in den Nullerjahren beliebten Prä-Smartphones mit Tastatur, ist für das Jahr 2017 verzeichnet, zusammen mit Stofftaschentüchern. Die Marke existiert zwar nach einigen Weiterverkäufen bis heute. Aber das, was man 2007 meinte, wenn man »Blackberry« sagte, gibt es spätestens seit 2015 nicht mehr.

Viele andere Punkte auf der Timeline sind bis heute unausgestorben geblieben, zum Beispiel Festnetztelefone (prognostiziert für 2011), Zeitungszustellung und E-Mail (2012), textbasierte Suche (2018) und Copyright (2020, haha).

Als ich mit dem Schreiben dieser Kolumne begann, plante ich einen Abschnitt über Produkte, die wirklich schnell und überraschend aussterben und deshalb auf solchen Listen fehlen. Das Prä-Smartphone-Handy schien mir das ideale Beispiel dafür: Die Urheber hatten sich ihre Liste bei einem Weihnachtsessen 2006 ausgedacht. Im Januar 2007 wurde das iPhone angekündigt. Kurz danach sind alle herkömmlichen Tastenhandys vom Markt verschwunden. Das sagt jedenfalls meine Erinnerung.

Die Statistik ist anderer Meinung. 2011 lag der Marktanteil einfacher Handys weltweit noch über 75 Prozent, und auch 2021 noch sind Nicht-Smartphones in Indien und Afrika ein riesiger und wachsender Markt: Für die nächsten drei Jahre wird der Verkauf einer Milliarde solcher Geräte prognostiziert. Weil sie billig sind und wenig Strom brauchen, wird das wohl auch noch eine Weile so weitergehen.

Unpraktischerweise sind es gerade Berichte über

kurz bevorstehende und unerwartete Veränderungen, mit denen in der Trendforschung das Geld verdient wird. Schon übermorgen wird irgendetwas obsolet werden, auf das sich heute noch alle verlassen: Buchstaben kommen aus der Mode! Landwirtschaft wird durch ein preiswertes elektronisches Gerät ersetzt! Irgendwas mit Nano!

In Wirklichkeit dauert aber, auch davon war in dieser Kolumne bereits die Rede, immer alles 20 Jahre, bis auf die Sachen, die noch länger dauern. Zu dem Zeitpunkt, an dem etwas wirklich weitgehend verschwindet, ist es so alt und langweilig geworden, dass sich niemand mehr für die Nachricht interessiert. Das fällt beim Vergangenheits-Teil der Timeline nicht so auf: »Schwarzweißfernsehen – 1998« kann man dort vermerken, und das Publikum denkt: »Stimmt schon so.« Anfang oder Mitte der 1990er Jahre hätte man mit dieser These aber schon lange keine Buchverträge oder Einladungen zu gut bezahlten Keynotes mehr erhalten.

Im Trendforschungsgeschäft muss man sich also entscheiden. Entweder kann man mit Aussterbensprognosen für die nahe Zukunft recht haben, aber alle gähnen. Oder man sagt das nahe Verschwinden einer noch recht lebendigen Sache voraus, verdient damit Geld und riskiert, dass sich ein paar Jahre später jemand noch an die falsche Prognose erinnert. Für den Fall, dass irgendwelche Kolumnistinnen oder Konkurrenten die Vorhersagen Jahre später aus den Tiefen des Internets ausgraben, macht man es am besten wie Dawson und Watson und verstaut vorsorglich eine Fußnote »Nicht ganz ernst gemeint« im Kleingedruckten.

36

Und jetzt?

Seit 2008 ist Twitter mein Hauptwohnort im Internet. Fast alles, was ich in dieser Zeit dazugelernt habe, verdanke ich Twitter. Aber in den vergangenen Monaten habe ich die App immer weniger genutzt und die dadurch frei werdende Zeit mit dem Lesen von Romanen über Raumschiffe verbracht. Es war nicht so, wie meine Techniktagebuch-Mitautorin Anne Schüßler seinerzeit ihren Abschied von Facebook beschrieb: »Ich deinstalliere Facebook und fühle nichts.« Die Trennung schmerzt, und ich öffne viele Male täglich die App, um kurz hinein- und dann gleich wieder wegzusehen.

Ich weiß schon lange, dass kein soziales Netzwerk für die Ewigkeit gemacht ist. Aber ich hatte mir das Nachlassen meiner Twitterfreude immer ganz anders vorgestellt: Der Dienst verschwindet, so wie MySpace und Google+. Oder die Plattform nervt, wie bei Facebook. Oder alles ist irgendwann voll mit Hass, Trollerei und Erfundenem. Und dann war es doch ganz anders. Mein Problem sind nicht erfundene Nachrichten. Mein Problem ist zu viel Realität.

In einem Twitter-Erklärtext aus dem Jahr 2012 schrieb ich, es sei durch Microblogging insgesamt viel einfacher geworden, Informationen schnell und breit zu streuen. Als Beispiel nannte ich Crowdsourcing nach dem Haiti-Erdbeben von 2010, als organisierte Freiwillige via Twitter Ortskoordinaten zu den SMS-Hilferufen Verschütteter zusammentrugen. Haiti und Erdbeben generell waren für mich sehr weit weg, und

die Verschütteten konnten sich nicht direkt zu Wort melden, sondern nur per SMS. Das Geschehen blieb für mich abstrakt. Mein Text von damals ist nicht ganz naiv, die meisten Herausforderungen, die Twitter damals schon mit sich brachte oder kurze Zeit später mit sich bringen würde, kommen darin vor. Aber was es bedeutet, wenn nicht nur Erdbebenopfer aus Haiti indirekt sichtbar werden, sondern überall auf der Welt zumindest Teile der Bevölkerung ihre berechtigten Anliegen direkt vortragen können, davon hatte ich keinerlei Vorstellung.

Als während der #aufschrei-Kampagne von 2013 Tausende Frauen bei Twitter von sexistischen Erfahrungen berichteten, entschied ich mich für die einfachste Lösung, ihr Anliegen für ausgedacht oder zumindest stark übertrieben zu halten. Als das Thema 2017 mit #metoo wieder zu mir vordrang, war ich schon ein bisschen klüger. Klügerwerden ist einerseits eine gute Sache, andererseits macht es einen weniger schlichten Umgang mit Problemen nötig. Und diesen Umgang findet man nicht von heute auf morgen. Ich habe mein Weltbild mittlerweile so umgebaut, dass ich die Existenz von Sexismus nicht mehr zu leugnen brauche, aber bei vielen anderen Themen bleibt es schwierig.

Der nächste einfache Ausweg lautet: »Darauf habe ich sowieso keinen Einfluss.« Auf diese Variante setzte ich 2017, als gefühlt alle, denen ich bei Twitter und Facebook folgte, nur noch über Donald Trump schrieben. In den USA darf ich ja nicht wählen. Dann tauchten 2018 unter dem #meTwo-Hashtag viele Berichte über Alltagsrassismus auf, und zwar nicht aus den USA, son-

dern aus Deutschland, wo diese Ausrede nicht funktioniert. Seitdem haben die schlechten Nachrichten nicht nachgelassen, und sie werden nicht mehr abgemildert durch Tagesschau, Journalismus oder die SMS-Twitter-Verbindung von 2010. Die direkt Betroffenen berichten selbst.

Wenn andere unzufrieden mit ihrer Twitter-Timeline waren, habe ich jahrelang gesagt: »Du kannst die Quellen doch selbst wählen. Wenn Twitter zwickt und drückt, entfolgt man Leute und folgt dafür anderen, dann geht es wieder.« Jetzt hilft mir mein eigener Ratschlag nicht weiter, denn ich will ja gar nicht die Augen verschließen. Ich folge schon den richtigen Leuten. Ich kann nur nicht mit dem umgehen, wovon sie berichten, oder jedenfalls nicht in diesem Ausmaß.

»Tragisch, tragisch«, werden jetzt viele sagen, »Frau Passig hat ihr Leben unbehelligt von Problemen verbracht und kannte nicht mal Leute mit Problemen. Jetzt muss sie herausfinden, wie die Welt für andere schon immer war. Muss schön sein, wenn man die Option hat, wegzugucken.« Und das stimmt alles. Aber auch wenn man privilegiert ist, ist man nicht aus Stahl. Irgendeinen Umgang mit der veränderten Nachrichtensituation brauchen wir alle. Wie er aussehen könnte, weiß ich nicht. Ich dokumentiere hier nur meine Umstellungsschmerzen von 2021.

37

Klout, die Zukunft von früher

Klout, erinnert sich noch irgendjemand an Klout? Der 2008 gestartete Dienst zeigte den »Klout-Score« einer Person an, der zwischen 0 und 100 liegen konnte. Dafür wurden Aktivitäten bei Facebook, Twitter, LinkedIn, Foursquare, Wikipedia, YouTube, später auch Google+ und Instagram ausgewertet. Wer auf einem oder mehreren dieser Kanäle bekannt und aktiv war, bekam einen höheren Klout-Score. Der Name ist eine Abwandlung des englischen Begriffs »clout«, Einfluss.

Normalerweise hätte das nicht viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wer auf so eine Geschäftsidee kommt, muss erst einmal die Hürde überwinden, dass anfangs niemand den Dienst nutzt. Bei Klout war das anders, denn einen Klout-Score bekamen auch viele im Internet sichtbare Menschen, die sich nie dafür angemeldet hatten. Das führte zu einer für das Unternehmen sehr günstigen Mischung aus Neugier und Empörung. Man konnte einen eigenen Klout-Score haben und seine Existenz gleichzeitig verdammen!

Die Verlockung, nach dem eigenen Score zu gucken und ihn dann in sozialen Netzwerken, Artikeln über Klout oder bei Veranstaltungen ironisch, eitel oder ironisch-eitel zu kommentieren, war für viele unwiderstehlich. Ich erinnere mich an eine Tagung, bei der der Moderator als Teil der Vorstellung die Klout-Scores aller Vortragenden erwähnte und verglich. Auch das geschah natürlich nur ironisch, oder jedenfalls taten wir alle so.

Nach der Erwähnung des eigenen Scores gab es dann drei Möglichkeiten: Man konnte sich über die offensichtliche Absurdität der Wichtigkeitsmessung lustig machen, künftige Gefahren vorhersehen oder beides. Zwischen 2011 und 2013 erschienen viele Artikel über Klout, in denen die dritte Option gewählt wurde. »Wer ist ein Social-Media-Hecht, wer eine Internet-Flöte? Immer mehr Chefs beantworten diese Frage mit dem Klout-Score – und verzichten deshalb vielleicht auf ein Bewerbungsgespräch«, so sah die Gegenwart und vor allem die Zukunft in einem »Spiegel«-Artikel von 2013 aus. Wenn es mal nicht um Bewerbungsgespräche ging, wurden Szenarien entworfen, in denen man mit einem unterdurchschnittlichen Klout-Score nur noch schlechte Hotelzimmer bekommt.

Zwar war das Konzept nicht neu, Menschen mit irgendwelchen Zahlen in eine Reihenfolge zu bringen und denjenigen mit schlechteren Zahlen etwas zu verweigern. Anderswo kann man aber unterstellen, dass Schachspielende indirekt in Teilnahme am Wertungssystem der FIDE eingewilligt haben, und Forschende sich mit dem Eintritt ins Wissenschaftsleben damit einverstanden erklären, ihre Bedeutung mit dem h-Index messen zu lassen. Das Problem bei Klout war, dass sich auch Menschen daran gemessen fühlten, die in gar nichts eingewilligt hatten und Social Media überhaupt für einen Irrweg hielten.

Auch das ist zwar kein Sonderfall. Schufa-Scores werden in Deutschland ebenfalls allen zuteil, ob sie wollen oder nicht, und anders als bei Klout hat das nicht nur hypothetische negative Auswirkungen, sondern ganz konkrete. Die gründlicheren Texte er-

wähnten das. Aber Klout war eben neu, und die Schufa gibt es schon seit 1927.

Während alle diese Artikel erschienen, ging das Wachstum von Klout schon zu Ende. 2014 wurde das Unternehmen für 200 Millionen US-Dollar in Aktien aufgekauft. In der Berichterstattung darüber scheint schon niemand mehr überzeugt zu sein, dass es sich um ein gutes Geschäft handelt. Im Mai 2018 verkündete die neue Besitzerfirma die endgültige Abschaltung von Klout. Über die Gründe erfuhr man nichts. Einer davon war ziemlich sicher die zur selben Zeit in Kraft tretende DSGVO, die Datenschutz-Grundverordnung der EU. Es wäre schwierig und teuer gewesen, die Klout-Praktiken im Umgang mit personenbezogenen Daten DSGVO-kompatibel zu machen. Gleichzeitig war das Interesse der angepeilten Unternehmenskundschaft an den von Klout zusammengetragenen Daten offenbar nicht so groß, dass sich dieser Aufwand gelohnt hätte. Ein dritter Grund ist wahrscheinlich, dass es sich um ein Übergangsphänomen handelte. Heute sind Aktivitäten in sozialen Netzwerken nicht mehr so erklärungsbedürftig. Zur Gründungszeit von Klout galten sie noch als Privatspinnerei, die durch einen »Klout-Score« für alle Zwecke und Branchen, die mit Geld zu tun haben, erst lesbar gemacht werden musste.

Klout ist in Vergessenheit geraten, und ich glaube nicht, dass ein ähnliches weltweites System zurückkommen wird. Internationale Standards etablieren sich nicht aus Versehen. Wenn man nicht aufpasst, entstehen überall unterschiedliche Steckdosen, Währungen und Einflussmessverfahren. Und zumindest bei

den Einflussmessverfahren ist das ganz gut so.

38

Das bessere Dings

Alle paar Monate geht eine Meldung durch die Welt, dass irgendjemand plant, ein ethischeres Google, eine europäische Suchmaschine, eine wissenschaftlichere Wikipedia, ein werbefreies YouTube, ein dezentraleres Facebook, ein unzensiertes Instagram, ein weniger chinesisches TikTok, ein verschlüsselteres WhatsApp, ein besser moderiertes Twitter ins Leben zu rufen. Hier der Link zur Crowdfunding-Kampagne! Dort kann man sich auf die Warteliste setzen lassen! Eine Weile wird Geld eingesammelt und man liest von Fortschritten: Geschlossene Betaversion, offene Betaversion, die Probleme bei der Anmeldung sind behoben, eine Android-Version ist geplant. Dann gerät eine Weile in Vergessenheit, dass das Projekt existiert. Wenn man das nächste Mal daran denkt und nachliest, was aus Quaero, Citizendium, Diaspora, Path, App.net oder Ello geworden ist, weil man zum Beispiel eine Kolumne darüber schreiben möchte, rollt Tumbleweed durch die Berichterstattung. Vielleicht gibt es die Neugründung noch, vielleicht auch nicht, die aktuellste Quelle im dazugehörigen Wikipediaeintrag ist von 2014.

Lange Zeit dachte ich, das Problem seien Gegenentwürfe als solche. Das hatte unter anderem damit zu tun, dass ich selbst einmal einen (sehr kleinen) Ort im Internet genervt verlassen hatte, um gemeinsam mit ein paar anderen Unzufriedenen eine noch kleinere Alternative zu gründen. Diesen alternativen Ort benutzten wir dann im Wesentlichen dazu, über die Gruppe

zu klagen, die wir verlassen hatten. Das ist aber leider keine Existenzgrundlage für ein soziales Netzwerk, egal wie klein oder groß es ist. Neue Leute wollten dabei nicht mitmachen, und bald wurde auch uns das Exil zu langweilig. Nach wenigen Monaten war unsere Neugründung eine Geisterstadt. Naja, ein Geisterdorf. Ein sehr kleines.

Der Verdacht liegt nahe, dass große Neugründungen ganz ähnliche Probleme haben: Die Probleme, über die sich die Auswandernden ärgern, stören viele andere gar nicht, oder nicht genug, um eine Auswanderung zu rechtfertigen. Es ist nur eine besonders interessierte Minderheit, oder eine Minderheit mit besonderen Interessen, die zum Gegenentwurf umzieht. Dort konzentriert man sich zu sehr auf die Schwächen des Alten, um wirklich etwas Neues zu entwickeln. Irgendwann verlieren alle die Lust und ziehen weiter – oder manchmal auch zurück.

Aber wahrscheinlich ist es gar nicht so kompliziert. Die Schwierigkeiten bei der Neugründung sozialer Netzwerke haben vor allem mit einem bekannten Problem namens Netzwerkeffekt zu tun: Ein neues soziales Netzwerk erreicht erst mal nur wenige. Egal, wie überzeugt man von der Überlegenheit des ethischeren, werbefreieren, besser moderierten und schöneren neuen Dings ist, wird man wahrscheinlich doch zum schlechteren Vorgängermodell zurückkehren, sobald man mit einem politischen Aufruf oder auf Wohnungssuche möglichst viele erreichen will. Netzwerkeffekte stehen nicht nur den idealistischen »wir entwickeln ein besseres Facebook«-Neugründungen im Weg. Auch große Konzerne, die kein besseres Facebook grün-

den, sondern nur selbst auch so eine schöne Einfluss- und Geldmaschine besitzen möchten, sind an ihnen gescheitert, Google sogar schon mehrfach.

Vielleicht ist diese Erklärung immer noch zu kompliziert. Das verlässliche Scheitern der Gegenentwürfe könnte einfach damit zu tun haben, dass fast alle Neugründungen scheitern. Unter normalen Umständen bekommen wir davon nichts mit. Aber in den Fällen, in denen mit großem Getöse »ein besseres X« gegründet werden soll, ist das Medieninteresse groß, insbesondere, wenn X sehr bekannt ist und zum Beispiel Facebook oder Google heißt. Nur dann erfahren wir frühzeitig von dem Versuch – und etwas später von seinem Scheitern. Dadurch sieht es so aus, als sei es unmöglich, ein besseres X ins Leben zu rufen. Dabei ist es nur sehr schwer, überhaupt mit irgendeiner Idee Erfolg zu haben.

Irgendwann wird es trotzdem kein X mehr geben oder zumindest nicht mehr in der heutigen Form – so wie Unilever weiter existiert, aber keine Margarine mehr herstellt. Das bedeutet aber nicht, dass wir einen Ersatz bekommen werden, der genauso, nur besser, ethischer, europäischer, dezentraler oder verschlüsselter ist. Facebook erfüllt nicht ein vorher schon vorhandenes Bedürfnis. Der spezifische Wunsch nach dem, was Facebook leistet, ist durch die Plattform erst entstanden. Das heißt, dass das Nachfolgeding auch ganz anders aussehen könnte, zum Beispiel so ähnlich wie ein Nasenspray oder ein Loch im Boden. Und ziemlich sicher wird es eines Tages plötzlich da sein, ohne vorherige Ankündigung.

39

Nicht mehr lustig

In den Nullerjahren habe ich einige Zeit an Orten im Internet verbracht, an denen rohe Sitten herrschten. Beziehungsweise waren sie gar nicht roh, sie waren so komplex und feinziseliert wie die Sitten in jeder Gemeinschaft. Nur dass es dort eben zum guten Ton gehörte, Witze über alles zu machen, antisemitische, rassistische, sexistische, ich war dabei. Jedenfalls als Zuschauerin.

Meine Überlegungen dabei waren, soweit ich sie heute rekonstruieren kann: »Die Leute, die so was verletzend finden könnten, lesen hier ja gar nicht mit«. Aber vor allem dachte ich, das sei alles gar nicht ernst gemeint. Ich kannte einige der Beteiligten persönlich, es waren nette und freundliche Menschen.

Der erste Teil dieses Gedankengangs hat einen Namen, seit 2016 ein Video an die Öffentlichkeit gelangte, in dem Donald Trump mit sexuellen Übergriffen gegen Frauen prahlte. Kritik an dem Video wehrte er mit der Begründung ab, das sei »locker room talk« gewesen, so werde halt in der Männerumkleide geredet, wenn keine Frauen zuhörten.

Mein »die, die hier beleidigt werden, sind bestimmt gar nicht anwesend«-Argument war genauso schlecht wie das von Donald Trump. Da an dem Ort, über den ich so dachte, alle anonym waren, konnte ich erstens gar nicht wissen, wer dort eigentlich mitlas und wer nicht. Zweitens beruhte meine Theorie darauf, dass man erst einmal versehentlich ins Kreuzfeuer der

Kränkungen hineingestolpert sein musste, um sich vergraulen zu lassen. Drittens ist es gar nicht möglich, grausame Witze nur über abwesende Gruppen zu machen. Ohne es zu wissen, wird man dabei immer wieder auch Anwesende erwischen. Das passiert schon bei Veranstaltungen, auf denen man alle anderen sehen kann – an anonymen Orten im Internet ist es noch viel wahrscheinlicher.

Selbst wenn es irgendwie möglich wäre, sicherzustellen, dass das Umkleideraumgerede wirklich nur von Leuten handelt, die davon nichts mitbekommen, wäre es immer noch keine gute Idee. Zum einen gelangt es, wie im Beispiel des Trump-Videos, manchmal doch an die Öffentlichkeit. Zum anderen hatten meine Eltern recht, als sie mir und meinen Geschwistern beizubringen versuchten, dass man auch zu Hause nicht in der Nase bohren sollte, weil man es sonst irgendwann versehentlich auch in der Öffentlichkeit tun wird. Dieser Erziehungsversuch war nicht erfolgreich, und genau deshalb weiß ich mittlerweile, dass die Begründung korrekt war. Vor allem aber versichert man sich bei Gesprächen innerhalb des *locker room* immer wieder selbst und gegenseitig, es sei ganz normal und harmlos, solche Dinge zu denken, hinzuschreiben und mit Hitler-Memes zu illustrieren.

Ich habe das Übertreten von Grenzen um des Witzes oder der Provokation willen privat lange verteidigt und irgendwann damit aufgehört. Den Übergang kann ich nicht genau datieren, aber wahrscheinlich ist es nicht länger als fünf Jahre her. Die Autorin Angela Nagle beschrieb 2017 in ihrem Buch »Kill All Normies« das Erstarken rechtsextremer Bewegungen im Internet. Es

ist kein gutes Buch, aber ich entnehme ihm, dass ich mit meiner Überzeugung, der ironische Tabubruch sei nicht nur berechtigt, sondern auch wichtig, um 2010 nicht die Einzige war. Das macht es insgesamt natürlich nicht besser, es ist nur beruhigend für mich, weil ich zu diesem Zeitpunkt schon über 40 war und mich wirklich nicht mehr auf irgendwas mit Pubertät herausreden kann.

In den vergangenen Jahren wurde dann auch für mich unübersehbar, wie schnell Orte im Internet (und Zeitungsredaktionen), in denen der Tabubruch aus Freude an der Provokation gepflegt wird, ganz unironisch sehr, sehr weit nach rechts rutschen. Ich weiß nicht, ob das passiert, indem die Beteiligten individuell beginnen, ihre Hakenkreuze und Ausrottungsvorschläge nicht mehr ironisch, sondern ernsthaft einzusetzen, oder ob die Ironiker sich abwenden und durch Menschen ersetzt werden, die es wörtlich meinen.

Wer die Existenzberechtigung von *locker room talk* nicht akzeptieren will, versteht keinen Spaß, so geht einer der beliebtesten Vorwürfe. Auf eine Art stimmt das leider, ich merke in letzter Zeit selbst bei Tweets, Romanen und Filmen, dass ich ironische Bosheit nicht mehr lustig finde. Sie ist vergiftet durch ihre Nähe zu einer realen Bosheit, von deren Existenz ich dank verschiedener glücklicher Zufälle lange Zeit nichts wusste. Ich wünsche mir an dieser Stelle selbst einen Schluss, in dem Ironie und Sarkasmus irgendwie noch mal davonkommen, weiß aber noch nicht, wie er aussehen könnte. In zehn Jahren vielleicht.

40

Aber diesmal ist es anders

Bedenken gegen neue Technologien gibt es schon sehr lange, und diese Bedenken wirken von der Gegenwart aus oft komisch. (Bitte sehen Sie mir nach, dass es in dieser Kolumne wieder nur um technikskeptische Irrtümer gehen wird und nicht um technikoptimistische. Falsch sind sie beide, aber mein Platz reicht nur für die eine Hälfte.) Irgendwie müssen wir damit umgehen, dass die fatalen Folgen von Eisenbahn, Fahrrad und Grammophon ausgeblieben sind – oder sich zwar eingestellt haben, aber ohne die vorhergesagte Lebensverschlechterung. Das passiert mit der Begründung »Diesmal ist es anders.«

Warum ist es diesmal anders? Die häufigste Begründung ist »Beschleunigung«. In ihrer einfacheren Version geht sie so: Es gab eine Schwelle, bis zu der man sich noch an Veränderungen anpassen konnte, aber diese Schwelle ist vor Kurzem überschritten worden und jetzt kommen wir nicht mehr mit. Sie taucht oft im Zusammenhang mit der Frage auf, ob diese Veränderungen uns alle arbeitslos machen werden: Menschen können sich zwar im Laufe ihres Berufslebens fortbilden und an Veränderungen anpassen, aber nicht beliebig schnell.

In Autobiografien, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert oder der ersten des 20. spielen, ist allerdings auch bereits von schwindelerregend schnellen Veränderungen in allen Lebensbereichen einschließlich Arbeit zu lesen. Deshalb gibt es diese Begründung

in einer neueren Variante: Daran, dass sich alles sehr schnell verändert, hat sich zwar seit der Industrialisierung nichts geändert. Aber die Geschwindigkeit der Veränderung hat zugenommen. So argumentierte der Google-CEO Sundar Pichai 2018 in der New York Times: »Jede Generation macht sich Sorgen über neue Technologien und hat das Gefühl, dass es diesmal anders ist. Unsere Eltern haben sich über den Einfluss von Elvis Presley auf die Jugend Sorgen gemacht. Darum frage ich mich immer: ›Warum soll es diesmal anders sein?‹ Andererseits ist mir klar, dass sich gerade alles viel schneller als je zuvor verändert.«

Die zweite häufige Begründung: Das Neue von heute kann mehr als das Neue von früher. Der wesentliche Unterschied liegt dabei immer im gerade aktuellsten Schritt: »Automatisierung gibt es schon lange, aber diesmal ist alles anders, weil analoge Verfahren digital geworden sind«, »Diesmal ist alles anders, weil die Roboter programmierbar / vielseitiger / billiger / vernetzter / mobiler geworden sind«. Im Moment sind wir bei »Diesmal ist alles anders, weil Machine-Learning-Algorithmen selbstständig dazulernen können« oder »weil wir die bisherigen Systeme noch verstehen konnten und sie durch Machine Learning endgültig undurchschaubar geworden sind«.

Es ist natürlich sehr bequem, zu argumentieren »Veränderung A hat uns nicht geschadet, Veränderung B ist genau wie Veränderung A, deshalb wird uns Veränderung B auch nicht schaden.« Darauf weist der Autor Nicholas Phillips 2019 in einem Beitrag im Magazin »Quillette« über den »Denkfehler des Techno-Optimismus« hin. Leider folgen darauf Argumente, die

auch nicht schlauer sind. Bei Phillips geht es folgendermaßen weiter: Bedenken wegen selbstfahrender Autos würden oft mit den Protesten der Pferdekutschenbranche gegen das Automobil verglichen. Dabei ignoriere man aber, dass selbstfahrende Autos ganz andere Probleme mit sich brächten als das Automobil: »Selbstfahrende Autos können immense Mengen persönlicher Daten über die Gewohnheiten ihrer Passagiere sammeln, und ihre vernetzten Strukturen bergen große nationale Sicherheitsrisiken.« Aus der erfolgreichen Einführung des Automobils im frühen 20. Jahrhundert könne man über diese Fragen rein gar nichts lernen. Das ist derselbe bequeme Gedanke, den Phillips selbst kritisiert, nur umgekehrt: »Veränderung A hat uns nicht geschadet. Veränderung B ist in einem Aspekt anders als Veränderung A. Deshalb können wir aus der bereits bewältigten Veränderung A nichts über die bevorstehende Veränderung B lernen.« Wenn das Neue sich nicht vom Vorhandenen unterschiede, wäre es ja nicht das Neue. Irgendein Unterschied lässt sich deshalb immer ganz leicht finden.

Vielleicht ist es schon ein Fortschritt, dass es in den vergangenen Jahrzehnten nicht mehr so leicht möglich war, Besorgnis über neue Technologien zu äußern, ohne dazuzusagen, dass diese Sorge schon alt ist. Ich sage »vielleicht«, weil ich zu wenig Quellen habe, um einen Trend festzustellen, eine Kolumne ist ja keine Dissertation. Jedenfalls kommt es mir so vor, als werde derzeit in halbwegs seriösen Texten meistens dazugesagt, dass es ähnliche Sorgen auch über das Kaleidoskop, die Telegraphie und den Walkman gab. Das könnte daran liegen, dass es leichter geworden ist, die älteren Texte

ausfindig zu machen. Die Zukunft der »diesmal ist es anders«-Texte sieht dann wahrscheinlich so aus: »Ich weiß, das hat man früher schon gesagt, aber diesmal ist es anders. Und auch das hat man früher schon gesagt, aber *diesmal* ist es *wirklich* anders.«

41

Der Dunning-Kruger-Effekt-Effekt

1999 erschien im *Journal of Personality and Social Psychology* ein Paper der beiden Sozialpsychologen David Dunning und Justin Kruger. Es beschreibt, wie Versuchspersonen, die sich Tests in den Bereichen Humorverständnis, Grammatik und Logik unterzogen, ihre Kompetenzen oft falsch einschätzten. Die Schlechtesten irrten sich dabei eher nach oben und hielten sich für etwas besser, als sie in Wirklichkeit waren. Die Besten neigten eher dazu, sich zu unterschätzen. Das ist der Dunning-Kruger-Effekt, er wird täglich in Diskussionen im Internet erwähnt. Aber nicht mit dem eigentlichen Inhalt des Papers, sondern mit einem ganz anderen: Die weniger kompetenten Versuchspersonen, so lautet die populäre Version, seien außerstande gewesen, ihre Inkompetenz überhaupt zu erkennen. Sie hätten sich nicht nur für erfolgreicher gehalten, als sie wirklich waren, sondern auch für erfolgreicher als die besser Abschneidenden. Dabei erkennen sie in der Originalveröffentlichung schon, dass sie weniger kompetent sind als der Durchschnitt. Sie schätzen ihre geringere Kompetenz nur nicht ganz präzise ein.

Diese Fehldeutung ist ein Teil des Dunning-Kruger-Problems. Der andere besteht darin, dass selbst das zurückhaltende Ergebnis aus der Originalveröffentlichung mittlerweile widerlegt wurde. Das Experiment ist zwar reproduzierbar und der Effekt tritt wirklich auf. Er lässt sich aber auch hervorrufen, indem man das Experiment weglässt und die Ergebnisgrafik aus

Zufallszahlen erzeugt. In Wirklichkeit kann niemand die eigene Kompetenz korrekt einschätzen. Wenn man sich am unteren Ende der Skala befindet, hat man nur mehr Gelegenheit, sich nach oben zu irren, und umgekehrt.

Trotzdem vergeht kaum eine Diskussion, ohne dass irgendjemand der gegnerischen Seite vorwirft, sie sei nicht nur inkompetent, sondern auch aus Dunning-Kruger-Gründen außerstande, das einzusehen. Ich würde gern behaupten, der Vorwurf sei wegen der Diskussionen rund um Corona in letzter Zeit besonders beliebt. Aber er machte auch schon vor fünf Jahren im Zusammenhang mit Donald Trump die Runde, und vor Trump sah es nicht anders aus: Tal Yarkoni, der heute als Data Scientist für Twitter arbeitet, schrieb 2010 in seinem Blog: »Aus Gründen, die mir nicht ganz klar sind, macht der Dunning-Kruger-Effekt in den letzten Monaten so was wie eine Renaissance durch; er ist überall in der Blogosphäre und in den Medien.« (»Die Blogosphäre« sagte man damals noch, um zu vermitteln, dass irgendwas im Internet, dort aber nicht an einem spezifischen Ort passiert. Später nannte man diese Gegend »in den sozialen Netzwerken«, was demnächst genauso seltsam klingen wird wie »in der Blogosphäre«.) Der Wirtschaftswissenschaftler Robin Hanson berichtete 2008: »Die Blogosphäre liebt das 99 erschienene Paper ›Unskilled and Unaware of It‹ von Kruger und Dunning. In der Google-Blogsuche finden sich zehn Erwähnungen in Blogs allein aus dem letzten Monat.« Die Liebe zum Dunning-Kruger-Vorwurf ist also kein neues Phänomen.

Hanson lieferte eine mögliche Erklärung für diese

Beliebtheit mit: Es ist bequem, anzunehmen, dass die gegnerische Seite in einer Diskussion nicht nur dumm ist, sondern außerdem auch noch zu dumm, um die eigene Dummheit zu erkennen. Wenn das so ist, hat es gar keinen Sinn, solchen Leuten zuzuhören oder mit ihnen zu diskutieren, man kann sie einfach abschreiben und spart sich so das gesamte Gegenargument. Ich habe überhaupt nichts gegen das Einsparen von Gegenargumenten. Die Menge der Meinungen, mit denen ich nicht einverstanden bin (darunter einige von Robin Hanson selbst), ist so groß, dass ich dreihundert Jahre alt werden müsste, um sie zu diskutieren, und in der Zeit wachsen womöglich neue nach. Aber wenn man eine Debatte weiträumig umfährt, sollte die Begründung lauten »Ich kann gerade nicht« oder »Ich will gerade nicht«, vielleicht sogar »Darüber diskutiere ich grundsätzlich nicht«. Nicht aber »Es hat keinen Sinn, ihr seid einfach zu dumm«.

Ein zweiter Vorteil neben der Bequemlichkeit ist das unauffällige Prahlen mit der eigenen Klugheit. Wenn man sich nicht selbst auf der kompetenteren, einsichtigeren Seite glaubte, würde man den Effekt ja nicht erwähnen. Außerdem ist der Dunning-Kruger-Effekt noch nicht allen ein Begriff. Das heißt, dass man über zwanzig Jahre nach der Originalveröffentlichung immer noch mit einem Konzept punkten kann, das manchen Mitlesenden neu ist.

Letzteres erklärt auch, warum das Hantieren mit dem Dunning-Kruger-Effekt im Internet besonders beliebt war und ist: Dort braucht man den Begriff nur unkommentiert einzustreuen, sollen die Leute doch selber nachsehen. Auf Papier muss man alles erst mal

umständlich erklären. Bei der dafür nötigen Recherche bemerkt man dann vielleicht sogar, dass man gar nicht wusste, wie viel man über den Dunning-Kruger-Effekt nicht wusste.

42

Das Newsletter-Rätsel

Im Frühjahr 2012 wurde ich eingeladen, noch einmal zu einem Termin meiner ehemaligen Agentur mitzukommen. Die Agentur sollte einen großen Verlag zum Thema »Literatur & Internet« beraten. Der Literaturabteilung des Verlags gehe es wirtschaftlich so schlecht wie nie, erfuhren wir, und wenn nicht bald jemand eine gute Idee habe, sei es demnächst aus mit ihr. Unsere Vorschläge schienen den Verlagsabgesandten aber auch nicht zur Rettung geeignet. Am Ende des Gesprächs zogen sie ein eigenes Konzept aus der Tasche: Man wolle einen Newsletter per E-Mail versenden! Und so die verlorengegangene Kundschaft wieder an die Existenz von Literatur erinnern! Die dafür nötigen Mailadressen habe man bereits bei einem Gewinnspiel eingesammelt.

Auf dem Heimweg vom Termin lachten wir über die Verschnarchtheit der Verlagsidee. Die langweiligen Newsletter, die ich unaufgefordert von Unternehmen und Institutionen bekam, hatte ich schon immer ungelesen gelöscht. Ich kannte auch niemanden, der es anders machte. Ein paar Jahre lang erzählte ich davon, wenn das Gespräch auf die Probleme der Buchverlage kam. Dann vergaß ich das Thema.

Im Laufe des Jahres 2021 fiel mir auf, dass ich mittlerweile mehrere Newsletter per Mail abonniert habe und die meisten davon auch halbwegs regelmäßig lese: »Phoneurie« von Berit Glanz, »Nexus« von Marcel Weiß, »Fan Theory of everything« von Jonas Lübkert,

»Magda liest. Und liest. Und liest.« von Magda Birkmann, »Continuing Ed« von Edward Snowden, »Kultur & Kontroverse« von Johannes Franzen, »Money Stuff« von Matt Levine, »The Micromobility Newsletter«. Einer davon ist kostenpflichtig, für zwei andere bezahle ich freiwillig.

Was war in den Jahren seit dem Verlagstreffen passiert? Die Antwort ist vor allem: Substack. Die 2017 gegründete Plattform macht es technisch Uninteressierten leicht, einen Newsletter per Mail zu versenden, den Inhalt gleichzeitig im Internet zu veröffentlichen und dafür optional Geld zu nehmen. Das alles ging auch vorher schon, es war nur komplizierter und man musste sich die Werkzeuge selbst zusammensuchen. Im Laufe des Jahres 2021 haben Facebook und Twitter eigene Substack-Konkurrenzangebote gestartet. Auch die deutsche Crowdfunding-Plattform Steady bietet seit März den Betrieb von Newslettern an. Die Plattformen behalten 10 Prozent der Einnahmen. Das Bezahlen ist dabei in den meisten Fällen freiwillig, man kann die Newsletter auch gratis abonnieren und die Texte stehen offen im Internet. Wer bezahlt, tut das, um die Arbeit der Schreibenden zu unterstützen.

Es ist leicht zu erklären, warum Newsletter attraktiv sind für viele, die früher gebloggt, für Zeitungsredaktionen gearbeitet, auf Social-Media-Plattformen veröffentlicht oder gar nicht geschrieben haben: Man hat selbst die Kontaktdaten aller Interessierten und kann bei Bedarf relativ einfach mit ihnen an einen anderen Veröffentlichungsort umziehen.

Warum ich jetzt Newsletter lese, statt über sie zu lachen, ist weniger klar. Natürlich sehen Mails

schöner aus als früher. Aber das ist ja nicht erst seit Substack der Fall, sondern seit zwanzig Jahren. Vielleicht sind Newsletter beliebter geworden, weil Arbeitskommunikation jetzt überwiegend auf anderen Kanälen stattfindet und Mail dadurch wieder zum Ort stressfreier Unterhaltung werden kann? Funktioniert das freiwillige Bezahlen besser, wenn man dafür etwas zugeschickt bekommt? Oder liegt es daran, dass ich ohne Mail-Erinnerung oft vergesse, dass ich ja mehr von einer bestimmten Person oder zu einem Thema lesen wollte? Früher wurde diese Erinnerungsdienstleistung vom Google Reader erbracht, einem Sammel-Tool für Blogbeiträge, aber den Google Reader gibt es seit 2013 nicht mehr. Vielleicht hat der Erfolg der Newsletter auch mit der verbreiteten Erfahrung zu tun, dass Inhalte im Internet nicht besonders haltbar sind. Was ich per Mail bekomme, das habe ich und kann es durchsuchen, wiederfinden und archivieren. Oder die ganze Newslettersache dient nur der Erholung von den Login-Problemen, vor denen wir ungerechterweise gerade dann stehen, wenn wir für ein Angebot bezahlen: Eine Mail kann ich ohne Umstände lesen, ich brauche mich nicht damit auseinanderzusetzen, welche supersichere Login-Prozedur diese Woche wieder für den Zugang zum Text nötig ist.

Vielleicht liegt meine Newsletterfreude von 2021 aber auch nur daran, dass das Phänomen noch so neu ist: Acht Newsletter sind ein Vergnügen, achtzig wären Arbeit. Sobald mein Maileingang mit interessanten Newslettern verstopft ist, wird sich ein neues erholsames Angebot ausbreiten. Und zwar ziemlich sicher

in einem Format, über dessen Verschnarchtheit ich lachen werde, wenn man mir zum ersten Mal davon erzählt.

43

Das Schweigen der Fachleute

Vergangene Woche tauchte durch eine Weiterleitung ein Vorgang in meiner Twitter-Nachrichtenlandschaft auf. Ein bekannter Kritiker der Strategien zur Pandemie-Eindämmung hatte Kritik an den Strategien zur Pandemie-Eindämmung geäußert, so weit nichts Bemerkenswertes. In den Kommentaren machte sich jemand die Mühe, die Statistikfehler zu erläutern, die dieser Kritik zugrunde lagen. Das kommt schon etwas seltener vor. Beim dritten Hinsehen merkte ich, dass diese Richtigstellungen nicht von irgendeiner geduldigen Privatperson stammten, sondern von @destatis, dem offiziellen Twitteraccount des Statistischen Bundesamts.

Erst durch meine eigene Überraschung wurde mir klar, wie selten das immer noch vorkommt und wie sehr ich daran gewöhnt bin, dass man in den sozialen Netzwerken alles selber machen muss. Auch über ein Jahrzehnt nach dem Entstehen dieser Plattformen halten sich die kompetentesten Stellen weitgehend aus den Diskussionen heraus, die dort geführt werden.

Die Gründe für diese Gesprächsskepsis sind nicht alle schlecht. Fachleute haben selten zu viel unverplante Zeit in ihren Arbeitstagen, in der sie sich an Diskussionen im Internet beteiligen können. Ebenso selten haben Institutionen Geld übrig, mit dem sie durch Schaffung neuer Stellen für mehr Gesprächszeit in den Arbeitstagen sorgen könnten. Und noch vor der Frage, wo das Geld und die Zeit herkommen

sollen, steht oft die Überzeugung, dass es gar kein sinnvoller Bestandteil der eigenen Arbeit ist, solche öffentlichen Gespräche zu führen. Auch das Statistische Bundesamt könnte sich ja leicht auf den Standpunkt stellen, dass es ausreicht, Daten zu sammeln, zu analysieren, aufzubereiten und in Form von Dokumenten zu veröffentlichen. Außerdem setzt man sich durch aktive Gesprächsteilnahme ganz anderen Risiken aus als durch das Publizieren von Pressemitteilungen – gerade wenn es um konfliktgeladene Themen wie die Corona-Pandemie geht.

Gleichzeitig ist es eben die Pandemie, die deutlicher als bisher sichtbar macht, warum sich auch Fachleute und Institutionen an den öffentlichen Gesprächen im Internet beteiligen müssen. Bei Pandemien ist unumstritten, dass sie immer wieder auftreten und es sinnvoll ist, Vorbereitungen fürs nächste Mal zu treffen. In Deutschland gibt es dafür einen Nationalen Pandemieplan mit Handlungsempfehlungen und Checklisten, der alle paar Jahre überarbeitet und gelegentlich vielleicht sogar berücksichtigt wird. Ich nehme an, dass er nach der nächsten Überarbeitung auch Empfehlungen für Aktivitäten in den sozialen Netzwerken enthalten wird.

Eine solche Richtlinie gibt es bereits. Es geht darin aber nicht um Krankheitserreger, sondern um Aliens. Das 2015 erschienene Paper »#FoundThem – 21st Century Pre-Search and Post-Detection SETI Protocols for Social and Digital Media Authors« der Astrophysiker Duncan Forgan und Aleks Scholz handelt davon, was im Netz passieren wird, sobald ein Forschungsteam auch nur ein mögliches Zeichen für außerirdi-

sches Leben ausfindig macht. (»SETI« steht für »Search for extraterrestrial intelligence«.)

Nachdem Fehlerquellen möglichst ausgeschlossen worden sind – zum Beispiel ein im falschen Moment geöffnetes Mikrowellengerät in der Observatoriumsküche[6] – gibt die Universität eine Pressemitteilung heraus. »An dieser Stelle«, schreiben die Autoren, »beginnt das, was wir ›das globale Gespräch‹ nennen. In diesem Moment muss das Team bereit sein, mit der Öffentlichkeit zu interagieren. Selbst wenn die Entdeckung sich als Irrtum herausstellt, werden die folgenden Tage und Wochen voraussichtlich die arbeitsintensivste Zeit im Arbeitsleben der Beteiligten. (...) Es wird großen Bedarf an informierten, vernünftigen Stimmen geben, und SETI-Teams sind für diese Rolle am besten qualifiziert.«

Das ist einer der zentralen Punkte des Papers: Irgendwer wird sich auf jeden Fall in den sozialen Netzwerken äußern – und es ist besser, wenn das die Fachleute selbst sind. Eine weitere, eigentlich naheliegende Empfehlung: »Das Forschungsteam muss Kommunikationskanäle wählen, die an die gerade aktuellen Nachrichtenkonsumgewohnheiten angepasst sind.« Der wichtigste, aber auch am schwierigsten umzusetzende Ratschlag: Man kann damit nicht erst anfangen, wenn der Ernstfall da ist. Die Forschenden müssen lange vorher ihre Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit etablieren, indem sie professionelle Profile in sozialen Netzwerken unterhalten, ihre Arbeit transparent machen und Kontakte in Journalismus

6 Ein reales Beispiel, die Details können Sie unter arxiv.org/pdf/1504.02165v1.pdf nachlesen.

und Politik pflegen.

Im Papier steht nichts dazu, in welcher unverplanten Arbeitszeit das geschehen soll, und wir sind weit entfernt von einer Umsetzung dieser Empfehlungen, egal, ob es um Aliens, Pandemien oder andere Themen geht. Aber im Statistischen Bundesamt ist man dem Idealzustand jedenfalls schon ein bisschen näher.

44

Handybeschämung

1999 kaufte ich mein erstes Handy, ein Siemens C25. Mein aktuelles Handy ist mein siebzehntes. Manche Handys hatte ich nur ein paar Wochen aus Unfall-Überbrückungsgründen, sie wurden vorher und nachher von anderen genutzt. Aber auch nach Bereinigung der Statistik komme ich auf nicht mehr als zwei Jahre pro Gerät.

Anfangs machte ich mir darüber keine Gedanken. Ich hatte einen Mobilfunkvertrag, bei dem ich alle zwei Jahre zur Vertragsverlängerung ein neues Handy bekam. Das war auch nötig, weil das Vorgängerhandy zu diesem Zeitpunkt schon weitgehend kaputt war. Im Nachhinein frage ich mich zwar, was an den schlichten Geräten von damals überhaupt kaputtgehen konnte. Aber ich weiß, dass es so war und dass ich gegen Ende der zwei Jahre nervös wurde, ob das Handy noch bis zur Vertragsverlängerung durchhalten würde. Die Zeit der Gratis-Handys endete für mich 2008 mit meinem ersten Smartphone. Meine Geräte aber gaben weiter nach spätestens zwei Jahren den Geist auf. Nur ein einziges hat mich fast vier Jahre lang begleitet.

Es vergeht kaum eine Woche, in der ich nicht irgendwo lange Texte darüber sehe, wie unnachhaltig dieser ständige Handyneukauf ist. Und immer muss ich mich in diesen Artikeln für Wünsche beschimpfen lassen, die ich gar nicht habe: »Das Verlangen nach dem neuesten Modell muss sofort gestillt werden«, oder »so ein schickes neues Gerät [verspricht] kurz-

fristig mehr Spaß«. Dabei hatte mein Neukauf selten mit Spaß zu tun und meistens damit, dass das Display des vorhandenen Geräts zersplittert war, der Akku nur noch eine Stunde durchhielt, oder es seit Jahren keine Betriebssystem-Updates mehr gab. Letzteres führt dazu, dass sich viele Apps nicht mehr installieren lassen. Zusätzlich macht es das Handy anfällig für Sicherheitsprobleme.

Falls Sie ein iPhone besitzen, werden Sie jetzt wahrscheinlich einwenden, dass *Ihr* Telefon schon viel länger hält als zwei Jahre. Ich hatte noch nie ein iPhone und habe erst während der Recherche zu dieser Kolumne gemerkt, dass man für den vierfachen Preis wirklich ein Handy bekommt, das viermal so lange hält oder das man zumindest zähneknirschend reparieren lässt. In den Kaufbeschämungsartikeln steht aber nie »Kaufen Sie halt ein iPhone«. Es steht dort aus gutem Grund nicht. Unter anderem würde es so wirken, als wüsste der Autor oder die Autorin nicht, dass sich viele Menschen kein iPhone leisten können. (Ich gehöre nicht dazu, das Kolumnieren wird anständig bezahlt. Ich bin nur bei meinem ersten Smartphone aus historischen Gründen in die Android-Welt geraten und dann dort geblieben.)

Im Zusammenhang mit dem CO_2-Fußabdruck ist in den vergangenen Jahren bekannt geworden, dass das Konzept auf eine Kampagne des Ölkonzerns BP zurückgeht, der damit die Verantwortung von der fossilen Brennstoffindustrie auf Privatpersonen zu verschieben versucht hat. Vielleicht stehen hinter der Handykauf-Beschämung ähnliche industrielle Interessen. Eine einfachere Erklärung wäre, dass es leichter ist, Einzelne

zu kritisieren, wenn man den Auftrag bekommt, einen Text über Handy-Nachhaltigkeit abzuliefern. Die Empfehlungen in diesen Texten sind zwar sinnlos (»lassen Sie Ihr Handy einfach nicht runterfallen, dann hält es auch länger«), aber unkompliziert. Man muss dafür nicht lange recherchieren, macht sich nicht bei der potenziellen Anzeigenkundschaft unbeliebt und braucht niemanden zu politischem Handeln aufzufordern.

Eigentlich wollte ich mich an dieser Stelle über das »modulare Handy« lustig machen, das in den Beschämungstexten manchmal als Lösung auftaucht. Das Konzept ist seit fünfzehn Jahren immer wieder gescheitert, am spektakulärsten zwischen 2013 und 2016 mit Googles »Projekt Ara«. Ein modulares Handy behebt nicht alle Probleme – die Anforderungen und Betriebssysteme verändern sich dafür zu schnell. Aber zumindest der Neukauf wegen einfacher Defekte an Display, Akku, Kamera oder Ladebuchse ließe sich so hinausschieben.

Erst beim Schreiben fand ich heraus, dass das jetzt geht. Das niederländische Fairphone ist seit dem Fairphone 2 modular, und sogar für diese Version von 2015 gibt es noch Original-Ersatzteile direkt beim Unternehmen, die man ohne Vorkenntnisse und mit einem ganz normalen Schraubenzieher einbauen kann. Das Fairphone 4 kostet zwar doppelt so viel wie mein aktuelles Handy. Allerdings habe ich das jetzige zweimal gekauft, weil es nach einem halben Jahr vom Fahrrad fiel, plus ein Ersatzdisplay, und schon sieht das Fairphone gar nicht mehr so teuer aus. Jetzt hätte ich am liebsten sofort eines. Leider würde das bedeuten, dass ich das tun müsste, was man mir bisher zu Unrecht

vorgeworfen hat: ein neues Handy einfach nur kaufen, weil es mir gefällt. So funktioniert Elektronikschrottverringerung nicht, das Fairphone muss warten. Aber voraussichtlich höchstens zwei Jahre.

45

Handys aus Glas

Vorige Woche ging es in dieser Kolumne um Handykauf-Vorwürfe und um das modulare »Fairphone« aus den Niederlanden. Daraufhin erreichten mich mehrere Hinweise auf das »Shiftphone«, das nicht nur ebenfalls modular und leicht reparierbar ist, sondern auch noch das Produkt eines hessischen Familienunternehmens. Das darf natürlich nicht passieren beim Kolumnieren in einer hessischen Zeitung. Zum Glück gibt es über das Thema noch genug für einen zweiten Beitrag zu sagen.

Ungeklärt blieb nämlich vergangene Woche die Frage, warum modulares Handydesign anfangs so lange gescheitert ist, und warum jetzt doch gleich mehrere Unternehmen davon leben können. Eigentlich liegt die Idee ja nahe, und entsprechend oft ist sie angekündigt worden.

Die israelische Firma IXI bewarb um 2003 ein Handy, dessen einzelne Komponenten nicht miteinander verkabelt, sondern durch Bluetooth verbunden sein sollten. So würde sich je nach Bedarf und Weiterentwicklung der Technik eine Kamera, eine Tastatur oder ein farbiges Display anschließen lassen. Die Software sollte ebenfalls modular sein, so dass sich aus einem Fotografierhandy – so die Werbung – später ganz einfach ein Videohandy machen ließe. Ob das wirklich funktioniert hätte, lässt sich nicht feststellen, denn es blieb bei der Ankündigung. 2009 brachte die ebenfalls israelische Firma Modu ein modulares Handy auf den Markt,

ging aber kurze Zeit später pleite.

2013 entwickelte dann der niederländische Designer Dave Hakkens das Konzept »Phonebloks«. Es bestand aus einem Handygerüst, auf dem man Module von Drittanbietern individuell zusammenstecken können sollte. Hakkens wollte damit Elektronikschrott reduzieren. Kritik am Konzept lautete, dass die Verlockung, alle paar Monate neue Module zu kaufen – und damit auch der Müllberg – im Vergleich zu einem Handyneukauf alle zwei Jahre eher noch wachsen würde.

Auf dem Phonebloks-Konzept und einem Teil der Modu-Patente setzte 2013 Googles »Projekt Ara« auf. Das Gerät ohne alles sollte nur 50 Dollar kosten, alle Komponenten wie Legosteine austauschbar sein. Nach einigem Hin und Her wurde das ganze Projekt 2016 wieder beerdigt. Zu diesem Zeitpunkt gab es die ersten Modelle des Fairphone und des Shiftphone bereits zu kaufen.

In manchen Beiträgen über das Ende von Projekt Ara wird als Grund für dessen Scheitern genannt, zu diesem Zeitpunkt sei in Handys schon so gut wie alles Einbaubare bereits eingebaut gewesen. Ich neige zu der Vermutung, dass das nur eine Variante der beliebten Illusion ist »In den letzten Jahrzehnten hat sich alles rasend schnell verändert – aber jetzt sind die Innovationen erst mal ausgeschöpft. So wie es jetzt ist, wird es lange bleiben.« Wir können uns schwer vorstellen, was in zehn oder auch nur fünf Jahren als selbstverständliche und unentbehrliche Handyfunktion gelten wird. Schon seit 2016 hat sich einiges verändert: größere Geräte und damit wachsende Dis-

plays und Akkus, viel mehr Speicher, die Betriebssystemversionen iOS 11 bis iOS 15 (auf Apple-Geräten) und Android 7 bis Android 12 (auf den meisten anderen Handys), 5G, die eSIM, LiDAR-Scanner für 3D-Aufnahmen und Augmented-Reality-Anwendungen. Wahrscheinlich sind das nicht mehr Veränderungen als in jedem anderen Fünfjahreszeitraum seit Beginn der Handygeschichte.

Die gescheiterten Produkte haben gemeinsam, dass sie sich weniger mit dem Austausch defekter Teile befassten als mit der Möglichkeit, das Handy individuell zu konfigurieren. Naheliegend, denn in der Werbung klingt das viel besser als die Aussage »Leider gehen die wichtigsten Komponenten unseres Handys kaputt, wenn man sie nur mal scharf anschaut, deshalb werden Sie später noch froh sein, dass man es so leicht reparieren kann.« Allerdings interessieren sich gar nicht so viele Menschen für individuelle Konfiguration von Hardware. Einfache Reparierbarkeit hingegen wird immer attraktiver, je öfter man das zerbrochene Handydisplay austauschen lassen musste (oder es unter Fluchen mit sieben verschiedenen Spezialwerkzeugen selbst ausgetauscht hat).

Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage ist also, dass die Frage falsch gestellt ist. Modulares Handydesign ist nicht anfangs gescheitert und hat dann doch noch die Kurve gekriegt. Das erfolglose modulare Handydesign von vor zwanzig Jahren und das erfolgreiche von heute sind zwei ganz verschiedene Konzepte. Damals ging es um Individualisierbarkeit und um das Nachrüsten neuer Fähigkeiten, heute geht es um Reparierbarkeit. Aber vielleicht funktioniert das Geschäfts-

modell erst, seit auch wirklich alle eingesehen haben, dass Handys nicht wesentlich robuster sind als mundgeblasene Glasquallen.

46

Gutfinden, Schlechtfinden

Ich folge auf verschiedenen Wegen im Internet Menschen, die Meinungen über neue Technologien haben. Die einen finden alles erst mal interessant, aussichtsreich und allenfalls in den Details noch verbesserungsfähig. Die anderen reagieren auf alle technischen Veränderungen kritisch bis zynisch. Dazwischen scheint es nichts zu geben. Es könnte sein, dass ich einigen Leuten folge, die manche technische Entwicklungen mit Optimismus und andere mit Skepsis sehen, aber die gehen diesem Hobby dann wohl heimlich nach und schreiben öffentlich nur über ihren Hund.

Dabei ist es doch eigentlich ziemlich unwahrscheinlich, dass ausnahmslos *alles* eine verkommene Machenschaft des Kapitalismus ist. Genauso unwahrscheinlich ist es, dass *alle*, die an neuer Technik arbeiten, die Welt verbessern wollen und für dieses Wollen auch Mittel finden, die nicht versehentlich das Gegenteil bewirken. Warum ist es so schwer, an den Stellen kritisch zu sein, wo es nötig wäre, und an den anderen optimistisch zu sein oder erst mal abzuwarten?

Zur Beantwortung eines Teils dieser Frage kann ich mich selbst interviewen. Der erste Sammelband aller Texte dieser Kolumne trug den Untertitel »52 weitgehend unkritische Kolumnen«. Im Vorwort habe ich geschrieben: »In diesen 52 Kolumnen aus dem Jahr 2019 geht es nicht um Missstände. Sie handeln von dem, was man an den technischen Aspekten der Gegenwart erfreulich, nützlich oder interessant finden könnte. Das

hat zwei Gründe, na gut, drei: Der dritte Grund besteht darin, dass ich das Internet in den 1990er Jahren als Weltverbesserung kennengelernt habe und mich davon nicht so schnell abbringen lassen will. Man kann das auch Starrsinn nennen und es ist vielleicht kein so guter Grund wie die anderen beiden.« Die zwei anderen lauteten: »Mit Kritik am Netz sind sowieso schon sehr viele Menschen beschäftigt, fast alle anderen, wie mir manchmal scheint. Vielleicht ist das eine Illusion, die daher rührt, dass ich oft auf netzkritische Veranstaltungen eingeladen werde, um dort das Gutfindebunny zu geben.« Und: »Wer das Netz gegen irgendwas verteidigen soll, muss es erst einmal mögen. Kaum jemand wird sich dafür interessieren, das Neue vor schlechten Entscheidungen in Schutz zu nehmen, wenn nicht vorher gelegentlich erklärt wird, was an diesen Neuerungen überhaupt unterhaltsam oder nützlich sein soll.«

Im zweiten Jahr der Kolumne habe ich den Untertitel weggelassen. Es sind keine ganz und gar unkritischen Kolumnen, aber von einer kritischen Position oder auch nur einer in der Mitte bin ich weit entfernt. Für die kritische bin ich konstitutionell ungeeignet, ich glaube weiter, dass sie falsch ist und speziell im deutschsprachigen Raum sowieso schon von zu vielen vertreten wird. Und die in der Mitte ist einfach kein angenehmer Wohnort. Um bei einem Phänomen etwas zu positiven und negativen Aspekten sagen zu können, müsste ich gründlich recherchieren, und das macht Arbeit. Bei ganz neuen Entwicklungen kann man sich manchmal darauf rausreden, dass diese Aspekte jetzt noch gar nicht richtig zu erkennen sind. Aber ein paar Jahre später ist es damit vorbei. Es ist

auch gar nicht so, dass die weltverbessernden oder -verschlechternden Folgen einer Neuerung von allein ans Licht treten, wenn man nur lange genug abwartet. Im Gegenteil, je länger man der Realität Zeit gibt, Daten hervorzubringen, desto komplizierter wird alles. Jetzt kann man sich nicht mehr darauf berufen, dass diese Geräte, Plattformen oder Gewohnheiten ja noch ganz neu sind. Man muss die scheußliche Komplexität von allem berücksichtigen. Und wer dankt es einem? Wenn ich einen »die einen sagen so, die anderen sagen so«-Text schreibe, wirkt es so, als wäre mir die Sache egal. Ich spreche aus Erfahrung, Haltungslosigkeit war der häufigste Vorwurf an das Buch »Internet – Segen oder Fluch«, in dem ich mich zusammen mit Sascha Lobo zum ersten Mal bemüht habe, nicht immer alles uneingeschränkt super zu finden.

Aber die Ausgangsfrage war ja, warum es so schwer ist, bei manchen Themen optimistisch und bei anderen skeptisch zu sein. Ich vermute, es ist so ähnlich wie mit der Stammzellspende: Wer mit dem halben Bundesland verwandt ist, findet relativ leicht eine genetisch passende Person im Spendenregister. Für jemanden mit finnisch-afghanisch-österreichischen Genen ist es schwerer. Wer alle technischen Neuerungen verkehrt findet, wird oft Gelegenheit haben, diese Abneigung gemeinsam mit anderen zu feiern, und umgekehrt. Aber wer Facebook ablehnt, Gesichtserkennung im öffentlichen Raum gut gegen Verbrechen, Blockchain eine aussichtsreiche Technologie und autonomes Fahren gefährlich findet, wird sich in jeder Runde nur Streit einhandeln. Oder eben zu all diesen Themen schweigen und öffentlich nur vom Hund erzählen.

47

Das gefährliche Anderswo

Wenn ich mein Fahrrad in einem anderen Stadtteil von Berlin abstelle als in dem, den ich bewohne, schließe ich es immer besonders sorgfältig ab. Denn bestimmt wohnen in diesen anderen Stadtteilen lauter Menschen, die sich nichts dabei denken würden, mein Fahrrad zu stehlen. Nicht so wie bei mir zu Hause.

Mein Fahrradabschließreflex hat nichts mit Fakten zu tun. Der Stadtteil, in dem ich wohne, liegt in der Fahrraddiebstahlstatistik im Mittelfeld, und selbst das habe ich gerade erst für diese Kolumne recherchiert. Es ist nur so ein Gefühl, dass die Welt im Nachbarstadtteil für mein Fahrrad gefährlicher ist als meine vertraute Gegend.

Haha, die irrationale Frau Passig, werden Sie jetzt im Verbreitungsgebiet der Frankfurter Rundschau sagen. Aber man muss nicht in Berlin wohnen und nicht mal ein Fahrrad besitzen, um so zu denken. Im Internet ist es genauso. Die Menschen bei Twitter zeigen verächtlich auf Facebook, Instagram, Telegram oder YouTube, weil dort angeblich die Querdenker oder die Nazis wohnen. Bei Facebook, Instagram, Telegram, WhatsApp, YouTube und TikTok wird gleichfalls in Richtungen gedeutet. Die eigene Lieblingsplattform beherbergt immer die besseren Menschen und die rationaleren Argumente, während die Feindbildplattform voller Dullis ist.

Es ist ja auch richtig, dass es sie auf der Feindbildplattform gibt. Allerdings wohnen sie eben auch auf

der Lieblingsplattform. Es sieht nur aus verschiedenen Gründen nicht so aus, und diese Gründe sind nicht ganz die gleichen wie bei den Stadtteilen. Bei den Stadtteilen sagt eine Kurzschlussabteilung in meinem Kopf »Diese Gegend sieht vertraut aus und hier ist mein Fahrrad noch nie gestohlen worden. Die andere Gegend sieht unvertraut aus, bestimmt ist es hier gefährlicher.« Ich habe aber keinen der beiden Stadtteile selbst gestaltet. Die Lieblingsplattform haben wir uns dagegen geduldig wohnlich gemacht – zum Teil durch technische Filter, zum Teil durch unsere Kontakte, durch Gewohnheiten und Praktiken. Wir erinnern uns nicht mehr daran, wie sie ungefiltert aussähe. Allen anderen Orten im Internet fehlt diese individuelle Einrichtung. Dabei sind die Probleme der Plattformen überall ähnlich: Alle kämpfen mit unzulänglichen Moderationsmethoden und mit der Frage, ob man bestimmte Leute besser vor die Tür setzen sollte.

Wenn man an einer solchen Diskussion nicht selbst beteiligt ist, sieht sie immer lustig und absurd aus. Ein solches Beispiel sind – zumindest für alle, die keine Spielkonsole besitzen oder für die solche Geräte ungefähr in der Liga eines Brotbackautomaten spielen – die Plattformkriege im Gaming. Phil Spencer, der bei Microsoft für die Spielkonsole Xbox zuständig ist, hat das Problem vergangenes Jahr in einem Podcast »console tribalism« genannt, Konsolen-Stammesdenken. Dass sich Fans der Xbox und des Konkurrenzprodukts PlayStation bei jeder Gelegenheit beharken, sei eins der größten Probleme der Branche. Andere Beispiele aus der digitalen Vergangenheit sind der Windows-Apple-Streit, der Nintendo-Sega-Streit und der Atari-Amiga-

Streit – im Rückblick albern und beinahe niedlich, aber damals eine ernste Sache. Ein oft genannter Grund für solche Stammeskriege ist die Tatsache, dass solche Geräte viel Geld kosten und alle, die sich eins davon zugelegt haben, schon deshalb motiviert sind, ihr eigenes für sehr gut und das nicht gekaufte für sehr schlecht zu erklären.

In soziale Netzwerke investiert man zwar kein Geld, aber unter Umständen viel Zeit. Ähnlich wie bei den Spielkonsolen muss man ziemlich reich sein, um sich mehr als eins davon leisten zu können – nur eben im Fall der sozialen Netzwerke reich an Zeit und nicht an Geld. Diese Investition verteidigt man gegen alle Kritik, und das Schlechtreden der anderen Plattformen gehört dazu.

Aber das alles ist schon ein Fortschritt. Noch vor Kurzem konnte man »die sozialen Medien« pauschal für den Aufenthaltsort des Falschen halten, und etwas weiter in der Vergangenheit war »das Internet« der Ort, wo die wilden Kerle wohnten. Wenn jetzt alle im Kreis mit dem Finger auf andere soziale Netzwerke zeigen, können wir vielleicht in ein paar Jahren schon mit der produktiven Diskussion darüber beginnen, wo man im Internet wirklich das Fahrrad gestohlen bekommt und was dagegen zu tun sein könnte.

48

Bewegende Punkte

Im Techniktagebuch-Blog habe ich eine Autofahrt im Dezember 2007 dokumentiert. Es muss für mich die erste Fahrt in einem Mietwagen mit Navi gewesen sein. Damals schrieb ich: »Aus unklarem Grund verursacht es mir Schauer des Wohlgefallens, mich selbst als Punkt zu sehen, der sich auf der Karte bewegt, ich habe nur nie Gelegenheit dazu.« Leider auch bei dieser Fahrt nicht, denn der Fahrer verbot mir das Einschalten des Navis, es störe ihn. Ich weiß nicht, ob er damit das Gerät selbst meinte oder mein ›Da! Wir! Als Punkt auf der Karte!‹-Quieken. Nach der Anschaffung meines ersten Smartphones, ein Jahr später, konnte ich mich dann endlich oft genug von oben bewundern.

Auch andere Leute sehe ich gern als Punkte auf der Karte. Der Grund für das Live-Teilen des Standorts ist meistens nur ein praktischer, zum Beispiel, weil man vor meiner Tür nicht parken kann und ich deshalb den richtigen Moment abpassen muss, um mit dem abzuholenden Gegenstand am Straßenrand zu stehen. Oder wenn meine Mutter den herannahenden Besuch sehen möchte, um zu wissen, wie viel Zeit noch bis zum Mittagessen bleibt. Aber meine Freude am Beobachten der Fortbewegung ist unabhängig von den praktischen Vorteilen. Besonders schön ist es, wenn ich die Strecke kenne und weiß, an welcher Ampel die andere Person gerade wartet. Währenddessen kann ich nicht arbeiten, ich muss den Punkt verfolgen.

Erst vor Kurzem habe ich herausgefunden, dass

die Freude am Punktegucken nicht nur mein obskures Privathobby ist. Die ehemalige Fahrradkurierin Emily Chappell berichtet in ihrem nicht ins Deutsche übersetzten Buch »Where There's a Will« über das Radrennen »Transcontinental Race«. Das Rennen gibt es seit 2013, seine wechselnde Strecke führt einmal quer durch Europa und ist drei- bis viertausend Kilometer lang. Die Teilnehmenden tragen einen GPS-Tracker am Fahrrad, der auch aus internetlosen Gegenden alle paar Minuten ihren Standort zu einem Satelliten sendet. Unter trackleaders.com lässt sich damit der Stand des Rennens verfolgen. »Ich wusste natürlich«, schreibt Chappell, »dass die Leute im Internet sehen konnten, wie ich vorankam. Ich hatte sogar mitbekommen, dass dot-watching, wie es mittlerweile heißt, sich als Hobby mit Suchtpotenzial erwiesen hatte. Transcontinental-Fans auf der ganzen Welt ächzten dramatisch über den zweiwöchigen Einbruch ihrer Produktivität, während sie in einem Browserfenster das Rennen verfolgten und in einem zweiten ihre Arbeit vernachlässigten.«

Das *dot-watching* ist beim Transcontinental Race nicht nur eine Ersatzbeschäftigung für Leute, die keine Gelegenheit haben, am Straßenrand zu stehen oder im Fernsehen zuzuschauen wie bei der Tour de France. Es gibt gar keine andere Möglichkeit, dafür ist das Rennen viel zu lang und die Fahrenden, die sich ihre Strecke zwischen den Kontrollpunkten selbst suchen, sind zu weit verstreut. »Im dritten Jahr des Rennens« – also 2015 – »hatten alle verstanden, wie wichtig das Internet nicht nur für seine Existenz war, sondern auch dafür, wie es von den Fans und den Teilnehmenden erlebt, von der Renncrew entschieden und wie es nach

außen dargestellt wurde.«

Wenn Chappell nicht auf dem Rad sitzt, guckt sie selbst den Punkten zu: »Mehrmals in dieser Nacht gab ich es auf, mich schlafend zu stellen, beugte mich über mein Handy und sah zu, wie die beiden Punkte einander immer näher kamen. Ich war ganz zappelig vor Aufregung, als sie sich gemeinsam weiterbewegten. Weit weg von mir fuhren Mike und Kristof Seite an Seite.«

Mike ist Mike Hall, der Gründer des Rennens. Wenige Stunden später wird er von einem Auto gerammt und stirbt. Das fällt allen Zuschauenden dadurch auf, dass sich sein Punkt nicht mehr bewegt. Einige Stunden lang wird bei Twitter spekuliert. Emily Chappell, die das Geschehen immer noch aus dem Bett verfolgt, schreibt: »Irgendwann meldete jemand, dass sich Mikes Punkt jetzt mit 100 km/h auf der Autobahn Richtung Canberra bewegte. Danach konnte ich nicht mehr hinsehen.« Im März 2021 hieß es in einem Gedenktweet: »Heute ist es vier Jahre her, dass Mikes Punkt stehengeblieben ist.«

Ich weiß nicht, ob das Punktegucken eine Zukunft hat. Wahrscheinlich sieht sie so aus: In ein paar Jahren gibt es auch auf dem Fahrrad und in abgelegenen Regionen ausreichend Strom und mobiles Internet für einen Livestream. Das Publikum braucht sich die Strecke nicht mehr vorzustellen. Dass Menschen es ein paar Jahre lang bewegend gefunden haben, einen Punkt über eine Karte wandern zu sehen, wird dann selbst denen, die dabei waren, seltsam und unwahrscheinlich vorkommen. Aber so war es, in der kurzen Zeit zwischen der Einführung von GPS-Trackern und

dem flächendeckenden Ausbau des mobilen Internets.

49

Rätselhafte Browser

Was ist eigentlich ein Browser? Vielleicht fragen Sie sich das selbst, vielleicht sind Sie auch mit Menschen verwandt oder befreundet, mit denen Sie diese Frage gelegentlich diskutieren müssen. Jemand kann irgendwas im Internet nicht sehen, öffnen oder erledigen. Eine zweite Person will helfen und fragt: »Mit was für einem Browser hast du es denn versucht?«. Daraufhin sagt die erste Person: »Was ist denn ein Browser?« Das Gespräch geht meistens so weiter: »Siehst du da auf deinem Gerät was, was Safari heißt, oder Firefox, oder Chrome?« – «Ja, Safari, das hab ich hier.« Das führt aber nicht dazu, dass sich im Kopf der ersten Person ein Konzept namens *Browser* bildet. Beim nächsten Problem beginnt das Gespräch wieder ganz genauso.

Warum ist ausgerechnet der Browser so schwer zu verstehen? Eigentlich ist ein Browser ein relativ klar umrissenes Ding, so wie »Auto« oder »Tier«. Es gibt unterschiedliche Automarken und Tierarten, aber die meisten erwachsenen Menschen können problemlos feststellen, dass eine Spitzmaus und ein Blauwal zu den Tieren gehören. Obwohl das viel schwieriger ist als bei Browsern, denn Spitzmaus und Blauwal sehen einander wirklich nicht sehr ähnlich, während sich die verschiedenen Browser optisch vor allem durch ihr Logo unterscheiden. Das führt auf der Seite von uns Browser-Erklärerinnen zu einem zweiten Verständnisproblem: Es fällt uns schwer, zu begreifen, wie sich im Kopf einer Person von ganz normaler Intelligenz,

die problemlos mit dem Internet umgeht und viele Male täglich einen Browser benutzt, *kein* Konzept von diesem Ding bilden kann. »Was ist los mit dir«, rufen wir dann, und »Ich hab es dir schon so oft erklärt!«

Aber es gibt Gründe für das Browser-Problem, einen älteren und einen neueren. Der erste ist schon fast so alt wie die Browser selbst, also ungefähr dreißig Jahre. Sobald es zwei verschiedene Produkte zur Auswahl gab, ab 1995 waren das »Netscape Navigator« und »Internet Explorer«, brauchte man das Wort *Browser*, um eine Produktkategorie zu beschreiben. Wer aber nur ein einziges dieser Produkte nutzt oder die feinen Unterschiede zwischen den verschiedenen Produkten egal findet, wird sich nicht besonders dafür interessieren, wie die Produktkategorie eigentlich heißt: »Kannst du mir mal den Winkelschleifer geben?« – «Den was?« – »Die Flex!« – «Sag das doch gleich.«

Der zweite Grund ist jünger, und er heißt Apps. Apps sind die kleinen Quadrate auf Apple-Geräten oder Kreise auf Android-Geräten, es gibt sie seit fünfzehn Jahren, und sie haben jeweils eine Aufgabe: In der Rommé-App ist nur Rommé drin, die Wetter-App zeigt nur das Wetter an, die Wikipedia-App nur Wikipedia-Einträge. Der Browser auf einem Handy oder Tablet ist ebenfalls eine App, aber eine, die sich ganz anders benimmt als die anderen. Man kann die Browser-App öffnen und darin Rommé spielen oder sich das Wetter oder Wikipedia-Einträge anzeigen lassen, wenn man das möchte.

Das ist verwirrend, und diese Verwirrung hat historische Gründe. Bevor es Apps gab, gab es nur den Browser. Was man vom Internet wollte, musste man

im Browser erledigen. Im Moment leben wir in einer Übergangsphase. Die Dinge, für die es seit ein paar Jahren eigene Apps gibt, werden mit Apps gemacht. Alles, wofür es keine Apps gibt, machen wir immer noch im Browser, so wie früher. Manchmal haben wir die Wahl, zum Beispiel bieten die meisten Banken eine Onlinebanking-App an, aber auch immer noch das historisch ältere Onlinebanking im Browser. Manchmal ist die App besser oder schlechter oder bietet andere Funktionen als die Version im Browser, so dass es Gründe gibt, mal das eine und mal das andere zu verwenden. Manchmal ist es eine Frage des Arbeitsplatzes oder der Arbeitshaltung: Wer zusätzlich zu Handy oder Tablet auch noch ein Gerät mit einer Tastatur auf einem Schreibtisch stehen hat, nutzt vielleicht am Schreibtisch die Browserversion und unterwegs die App.

Es ist aber möglich geworden, ein browserloses Leben zu führen, und manches spricht dafür, dass es sich dabei um die Zukunft handelt. Was ich im vorigen Absatz behauptet habe, »bevor es Apps gab, gab es nur den Browser«, stimmt nämlich gar nicht. Bevor es den ersten Browser gab, machte man im Internet alles mit einer Vielzahl verschiedener Anwendungen.Dann fraß der Browser diese separaten Anwendungen auf, manches wurde dadurch schlechter und vieles einfacher. Wenn Sie nach der Lektüre dieser Kolumne immer noch nicht wissen, was jetzt eigentlich ein Browser ist, ist also alles gut. Sie brauchen nur abzuwarten, bis auch der Rest der Welt bei einem Technikkonzept angekommen ist, das Sie bereits verinnerlicht haben. Erst in ein paar Jahren, wenn Apps wieder aus der

Mode kommen und durch ein einziges alleskönnendes Ding ersetzt werden, müssen wir alle noch mal neu nachdenken.

50

Endlich ungestört

Zu dem Zeitpunkt, als ich diesen Satz schreibe, besteht die Kolumne aus vier Zeilen (ich habe irgendwo in der Mitte angefangen). Seit drei Stunden sitze ich am Schreibtisch, eigentlich wäre ich um diese Zeit fast fertig. Es kommt nur ständig was dazwischen. Vielleicht hätte ich nicht Autorin werden sollen, sondern zum Beispiel Feuerwehrfrau. Ich stelle mir vor, dass man beim Löschen eines Wohnungsbrandes nicht die ganze Zeit davon abgelenkt wird, dass in der brennenden Wohnung so interessante Bücher im Regal stehen, ich gucke da nur mal kurz rein! Gleich geht es weiter!

Dabei bin ich gar nicht besonders ablenkbar. Ich kann ungestört in Großraumbüros, vollen Zügen oder neben Baustellen arbeiten, während manche meiner Freunde schon die Arbeit einstellen müssen, wenn drei Plätze weiter jemand hüstelt. Ich glaube, es liegt nicht an meiner Konstitution, sondern am Beruf. Man übt ihn am selben Gerät aus, in dem die ganzen Ablenkungen wohnen, und alle paar Minuten muss irgendetwas recherchiert werden. Ich will nur schnell nachsehen, seit wann es das Konzept »ablenkungsfreier Texteditor« gibt, kurze Zeit später finde ich mich im Wikipediaeintrag über Fettabscheider wieder, und was wurde eigentlich aus den beiden Kosmonautenhündinnen Belka und Strelka?

Zurück zu den ablenkungsfreien Texteditoren: Es war also 2006, als die ersten auftauchten. Die Ablenkungen, vor denen sie Ruhe versprachen, bestanden

vor allem aus den vielen Formatierungsmöglichkeiten von Microsoft Word. Es waren so friedliche Zeiten! 2008 kam dann »Freedom« auf den Markt, eine Anwendung für den Mac, mit der man das ganze Gerät bis zu drei Stunden lang vom Internet trennen kann. In einem der ersten Berichte über das neue Werkzeug heißt es zu den Anwendungsfällen: »Wenn du twittersüchtig bist, ein Internetjunkie, oder wenn du einfach nur ständig nach neuer E-Mail gucken musst, dann ist Freedom für dich gemacht.« Twitter gab es gerade mal seit zwei Jahren. Das ganze Konzept »Timeline, auf der ständig etwas Neues passiert« war noch relativ neu. Für die, die damals noch nicht dabei waren oder alles wieder vergessen haben: Vor der Einführung von Timelines und Feeds kamen die Eichhörnchenbilder nicht von allein zu uns und aktualisierten sich im Sekundentakt. Wir mussten selbst auf die Seite mit den Eichhörnchenbildern gehen und sie neu laden.

Mittlerweile gibt es eine unüberschaubare Auswahl an ablenkungsblockierenden Hilfsmitteln, manche davon sogar in Form spezialisierter Geräte, mit denen man nichts anderes machen kann als Texte schreiben. Schreibmaschinen quasi, nur weniger sperrig, und man kann die darauf getippten Texte leicht auf ein anderes Gerät übertragen und dort weiterbearbeiten.

Ich habe nie ein einziges dieser Angebote auch nur ausprobiert. Die Vorstellung verlockt mich so wenig wie die, mich zum Schreiben in einem dunklen fensterlosen Verlies einzusperren. Erstens weiß ich schon durch die Erfahrung des Arbeitens auf internetlosen Bahnstrecken, dass ich dann nur Texte voller »TO DO: RAUSFINDEN«-Platzhalter schreibe. Zweitens bin

ich überzeugt, dass der Wunsch nach Ablenkung sich wie das Wasser überall Bahn bricht. Wenn ich mir die interessanten Ablenkungsmöglichkeiten versperre, werde ich stattdessen etwas grauenvoll Uninteressantes tun, aber noch lange nicht die eigentliche Arbeit. Vor allem aber teile ich die Meinung des Softwareentwicklers Omar Rizwan, der bei Twitter schreibt: »Ich habe eine Abneigung gegen Systeme, die ›Fokus‹ betonen oder ›Ablenkungen ausblenden‹. Sie haben etwas Rohes, Hässliches und Zynisches.« Anstelle der Standardreaktion auf Ablenkungen »alles blockieren, weg damit« plädiert er dafür, die eigentliche Arbeit oder die Erinnerungen an das, was getan werden soll, so weit wie möglich in den Feed hineinzuverlagern: »Geben wir zu, dass am Feed als Schnittstelle was dran ist & davon sollten wir lernen & darauf aufbauen.«

Ob das langfristig funktionieren kann, weiß ich nicht. Die Geschichte des Internets legt nahe, dass es immer angenehme Ablenkungsformate im Digitalen gibt und die Arbeit sich mit ein paar Jahren Verspätung in diese Formate einschleicht. In dem Zitat über »Freedom« aus dem Jahr 2008 taucht E-Mail noch als etwas auf, nach dem man gern so oft wie möglich sieht. Vielleicht kommt bald eine Zeit, in der die Beschäftigung mit vorbeiströmenden Feeds Arbeit wird, zu der wir uns mühsam von einer anderen, schöneren Tätigkeit losreißen müssen. Aber über diese Zeit denke ich dann nach, wenn sie da ist. Jetzt gibt es Dringenderes zu tun, ich habe schon mehrere Minuten keine Videos von im Schnee feststeckenden Lieferrobotern gesehen.

51

Schluss machen

Einer der wichtigsten Feiertage des Jahres steht kurz bevor: »Volunteer Amnesty Day«, der Tag der Ehrenamtlichen-Amnestie am 21. Dezember. »You can put down your burdens«, du kannst deine Last niederlegen, lautet sein Motto. Er findet zweimal jährlich statt, gleichzeitig mit der Sommer- und zur Wintersonnenwende, denn: Wenn das Sonnenlicht seinen Höchst- oder Tiefststand erreicht, ist ein guter Zeitpunkt, um sich zu fragen, ob man vielleicht ebenfalls ans Ende eines Wegs gelangt ist und umkehren sollte. So erklärt die Gründerin des Feiertags, die Softwareentwicklerin Sumana Harihareswara, ihre Entscheidung für die beiden Termine. Es ist ein noch ganz neuer Feiertag, er existiert erst seit Juni 2021 und ist die Folge eines Vortrags von Harihareswara über Burnout-Probleme in der Open-Source-Bewegung.

Bei »Open Source«-Software kann man den Programmcode einfach so lesen. Okay, »einfach so« ist eine Beschönigung, es ist immer noch kompliziert, aber man kann ihn jedenfalls ohne Weiteres *sehen*. Das ist nicht selbstverständlich. Der Code von Microsoft Office – also Word, Excel und die anderen Bürowerkzeuge – ist ein Betriebsgeheimnis von Microsoft. Den Code der Open-Source-Alternative LibreOffice kann man einfach öffnen und ansehen wie jedes andere Dokument. Sogar verändern darf man ihn. Open-Source-Software ist oft kostenlos, und das bedeutet, dass die Menschen, die diese Software schreiben, das

meistens unbezahlt, freiwillig und in ihrer Freizeit tun.

Open-Source-Software ist ziemlich verbreitet. Auch wenn Ihnen das Konzept unbekannt oder egal ist, benutzen Sie wahrscheinlich jeden Tag mehrere Produkte dieser Bewegung. Weil die Open-Source-Gemeinschaft groß und vor allem international vernetzt ist, produzieren die Beteiligten nebenher auch eine große Menge Text über die Umstände und Herausforderungen dieser Freiwilligentätigkeit. Und die sind größtenteils dieselben wie bei ganz untechnischen Ehrenämtern. Das macht den neuen Feiertag und die Erläuterungen, mit denen Harihareswara ihn versehen hat, nützlich für uns alle.

Zu diesen Erläuterungen gehört ein Text der Softwareentwicklerin Christie Koehler, in dem sie darüber schreibt, dass wir viel Energie in die Anfänge von Projekten und ihren Fortbestand stecken, aber zu wenig über ihre Enden nachdenken. Einige der scheußlichsten Konflikte in der ehrenamtlichen Arbeit entstehen direkt oder indirekt daraus, dass jemand Überlastetes oder Überfordertes die Arbeit nicht rechtzeitig niedergelegt hat. Der Zeitpunkt, zu dem man sich mit ein paar freundlichen Worten verabschieden konnte, ist verstrichen. Der Zeitpunkt, zu dem man sich mit einer etwas weniger freundlichen Mail verabschieden konnte, ist auch verstrichen. Jetzt endet die Sache in Geschrei (oder Großbuchstaben) und Groll. Womöglich werden Daten gelöscht, Domainnamen mitgenommen, Freundschaften beendet und Schlüssel nicht zurückgegeben.

Wenn man eine Aufgabe zu einem frühen, friedlichen Zeitpunkt niederlegt und Glück hat, findet

man vielleicht selbst jemanden, der sie übernimmt. Wobei hier dasselbe gilt, was die Aufräumbuch-Bestsellerautorin Marie Kondo über abgelegte Kleidung sagt: Man soll die eigenen Aussortierprobleme nicht anderen aufhalsen, die schlecht Nein sagen können. Das verschiebt das Problem nur zu einer anderen armen Person, die womöglich nicht mal weiß, dass es den Volunteer Amnesty Day gibt. Profis beenden ihre Beteiligung auch dann, wenn niemand einspringen kann oder will.

Die ebenfalls im Fortbildungsmaterial zum neuen Feiertag zitierte Softwareentwicklerin Mary Gardiner rät dazu, sich nicht durch schlechtes Gewissen vom Niederlegen einer Tätigkeit abhalten zu lassen. Schon möglich, dass diese Tätigkeit für den Projekterfolg entscheidend ist. Hinwerfen kann man sie trotzdem: »Wenn das Projekt davon abhängt, dass du ganz allein still die Ärmel hochkrempelst und das Nötige erledigst, während alle anderen was Lustigeres machen, dann ist das Projekt entweder so fragil, dass es trotz deiner Höchstleistungen beim Sortieren von Fehlern oder Finden von Vortragenden wahrscheinlich scheitern wird, oder es ist heimlich ganz robust und wird auch ohne dich weiterlaufen. Wenn du die Einzige bist, die das Projekt vor dem Scheitern bewahrt, ist es kein gutes Projekt.«

Die Zeit zwischen Erscheinen dieser Kolumne und Wintersonnenwende ist – außer bei ganz schlimmen, eindeutigen Hinwerfsituationen – ein bisschen zu knapp, um mit einem Projekt Schluss zu machen. Aber so ist der Volunteer Amnesty Day auch gar nicht gedacht. Der Feiertag dient nur dem Nachdenken

über mögliche Enden. Wenn daraus rechtzeitig zum Neuen Jahr ein paar gute Vorsätze werden, welche Bürden wir abwerfen oder uns gar nicht erst aufladen möchten, ist das noch früh genug.

52

Die Größe der Dinge

Manche Geräte werden immer größer, Fernseher zum Beispiel. Andere schrumpfen kontinuierlich seit Jahrzehnten, am auffälligsten ist das bei Computern und ihren Speichermedien. Wieder andere können sich nicht so richtig entscheiden: Mobiltelefone sind von den 1980er Jahren bis 2006 kleiner geworden und dann wieder gewachsen, bis sie nicht mehr in Hosen- oder Jackentaschen passen. Jedenfalls nicht bei Frauenkleidung, und schon gar nicht in die Taschen, die an noch gar nicht so alten Jacken fürs Handy vorgesehen waren. Selten hat Technik so wie das Fahrrad den Anstand, ein Format langfristig beizubehalten und nicht immer wieder aus dem Zubehör herauszuwachsen.

In manchen Situationen spricht alles für Verkleinerung. Niemand sehnt sich danach, einen Computer zu haben, der einen ganzen Raum füllt wie in den 1960er Jahren. Aber meistens liegt die Sache komplizierter, und Verkleinerung bringt nicht ausschließlich Vorteile mit sich. Auf meinen zuletzt gekauften USB-Stick passen so viele Daten wie zusammengenommen auf alle Speichermedien aller Geräte, die ich je besessen habe. Er ist winzig und wäre noch winziger, wenn nicht die Größe des USB-Anschlusses weiteres Schrumpfen verhinderte. Wenn ich eine Chance haben will, ihn wiederzufinden, muss ich ihn am Computer festkleben.

Ein Hörgerät war bis etwa zur Jahrtausendwende ein ziemlich großes, hinter dem Ohr zu tragendes Ding. Bequem war das nicht, aber zumindest wusste

man immer genau, ob das Hörgerät noch da ist, und wenn es mal runterfiel, war es leicht wiederzufinden. Aktuelle Hörgeräte sind so leicht und winzig, dass die Hörgerätunternehmen sie als »unsichtbar« bewerben. Unsichtbar sind sie nicht nur beim Tragen, sondern vor allem dann, wenn man sie verloren hat. Für meine eigene Zukunft hoffe ich, dass sich der Miniaturisierungstrend bis dahin umkehrt und meine Generation Hörgeräte in Form großer Kopfhörer tragen kann. Oder wenigstens welche mit Kabeln dran. Wahrscheinlicher ist es, dass Hörgeräte den Weg anderer bis zur Unauffindbarkeit verkleinerter Technik gehen und in irgendwas anderes eingebaut werden.

An jedem Gerät zerren mehrere Einflüsse in verschiedene Richtungen: Es ist schön, im Inneren des Autos viel Platz für den Transport von Kindern und Schrankwänden zu haben, aber damit wachsen auch die Außendimensionen, das Parken wird schwierig, der Energieverbrauch steigt. Die Bauteile von Stereoanlagen haben ihre Größe jahrzehntelang unverändert beibehalten, weil sie in einem dafür ausgelegten Möbelstück zusammen mit anderen Stereoanlagen-Bauteilen im selben Format wohnten und außerdem ein Statussymbol darstellten.

Wenn man Geräte einfach nur besitzen beziehungsweise ihren Besitz mit der Begründung »viel zu groß« oder »viel zu klein« ablehnen möchte, ist das alles nicht so wichtig. Aber wenn man an der Planung eines neuen Produkts beteiligt ist, wäre es gut, mehr über die Ausmaße der in Zukunft gebrauchten Jackentaschen, Garagen oder Flughäfen zu wissen. Im Rückblick wirkt die Größe von Geräten selbstverständlich. Aber wenn

man in die Zukunft schaut, ist es nicht so einfach, vorherzusagen, was welche Größe annehmen wird. VR-Brillen werden mittelfristig wahrscheinlich kleiner, schon weil das jetzige Format einfach zu unbequem ist. Ich binde an meine VR-Brille hinten einen Beutel, in dem ein Buch als Gegengewicht steckt. Das sieht noch blöder aus als sowieso schon und ist ganz sicher nicht die Zukunft. Elektrische Fluggeräte sind in den vergangenen Jahren vom Spielzeug zu Prototypen herangewachsen, in die zwei bis fünf Personen passen. Vielleicht ist das ihre endgültige Größe, und die Diskussion wird sich für immer um die Frage drehen, ob reiche Menschen unbedingt einen noch bequemeren Weg aus der Innenstadt zum Flughafen brauchen. Vielleicht wachsen die Fluggeräte weiter und werden so groß wie Busse. Oder die Entwicklung spaltet sich auf und an ihrem Ende stehen mehrere ganz unterschiedlich große Produkte mit eigenen Zielgruppen: Zwischen haustiergroßem Mähroboter und landwirtschaftlichem Großmäher existieren noch etwa fünf weitere Gerätekategorien.

Für das Nachdenken über Technikgrößen ist es praktisch, dass sich diese Vorgänge beschleunigt haben und wir sie leicht wahrnehmen können. Das war nicht immer so. Faustkeile sind zwar im Laufe der Zeit kleiner geworden, aber nicht innerhalb eines Menschenlebens. Der Nachteil der Gegenwart ist, dass bei jedem neuen Gerät und jeder neuen Gerätekategorie viele, viele Texte darüber geschrieben werden müssen, ob das Format so jetzt genau richtig, vollkommen übertrieben, unbedienbar klein oder jedenfalls eine unnötige Abweichung vom Bewährten ist.